

Oscar Blumenthal

Eine Frauenbeichte



Oscar Blumenthal

Eine Frauenbeichte

und Anderes

Fünftes und sechstes Tausend



Berlin
Verlag von Georg Stilke
1908



Inhaltsverzeichnis.



Eine Frauenbeichte



Als Fräulein Kamilla Waitz, die Vorsitzende einer ethischen Gesellschaft, welche den Kampf gegen alle sittlichen Vorurteile auf ihre Fahne geschrieben hat, kürzlich ihren Briefeinlauf durchmusterte, fand sie auch ein Schreiben ihrer Freundin Melanie Brückner, das sich über vier Briefbogen verteilte. Sie las dieses umfangreiche Manuskript staunend zu Ende, zündete sich dann eine neue Zigarette an und reichte es mir schließlich mit den Worten:

„Das ist ja eine vollständige Frauenbeichte.“

„Auf die Rundfrage bezüglich, die Sie im Namen der ethischen Gesellschaft versandt haben?“

„Ja.“

„Und Sie werden den Brief in Ihrer nächsten Sitzung zugleich mit den andern Antworten zur Verlesung bringen?“

„Nein! Daran verhindern mich die ernsten Vertraulichkeiten, die er enthält, und die bösen Spottworte, mit denen er uns überschüttet. Aber Sie

selbst, mein Lieber, mögen ihn immerhin lesen. Vielleicht wird er auch Sie etwas nachdenklich machen."

Und ich las mit wachsender Aufmerksamkeit den ehrlichsten Frauenbrief, der mir jemals in die Hände gekommen ist.

* * *

Meine liebe Kamilla! Aber bist du denn ganz und gar verrückt geworden? Ich bin ja von dir allerhand Abenteuerlichkeiten gewöhnt, seitdem du in Zürich den philosophischen Doktortitel erworben und kurz darauf eine ethische Gesellschaft begründet hast, um an Stelle der alten Moral, die mir übrigens noch ganz gut erhalten vorkommt, eine neue zu setzen, die auf „freier und schöner Menschlichkeit" sich aufbauen soll... so lautet ja wohl das tönende Schlagwort? Ich kenne, wie du siehst, die Statuten deiner Gesellschaft auswendig. Ich habe es gelesen, daß wir Frauen nicht mehr länger „die Hörigen verjährter Weltanschauungen" bleiben dürfen und daß „die richtig verstandene Sittlichkeit sich nur auf der richtig verstandenen Freiheit aufbauen darf" ... Ein Wort, das mir übrigens so bequem und elastisch vorkommt, wie ein gut gearbeiteter englischer Faltenkoffer: Man kann alles mögliche hineinpacken ...

Ich wundere mich nicht, daß du mit diesem Schlagwort eine Anzahl reifer Mädchen um dich vereinigt hast, die aus den Schriften von Margarete Beutler und Dorothea Göbeler ihre Ansichten von Leben und Liebe geschöpft haben. Das Dogma von der heiligen Mutterschaft, die auch mit Ausschluß des Standesbeamten verehrungswürdig bleiben soll, ist mir ausreichend bekannt. Ich habe mit Staunen beobachtet, daß alle solche Forderungen, die noch vor wenigen Jahren für parodistische Verfratzung gehalten wurden, inzwischen in vollem Ernst diskutiert werden. Aber trotz aller dieser Beobachtungen hätte ich es nicht für möglich gehalten, daß du nunmehr mit einer Rundfrage selbst an das Frauengeheimnis rühren willst, das am ängstlichsten gehütet und von der Schuld oder von der Schamhaftigkeit mit unzerbrechbaren Siegeln verschlossen wird . . . Und immer wieder lese ich kopfschüttelnd den Text deiner Frage:

„Unter der Zusicherung der strengsten Verschwiegenheit ersuchen wir Sie, um eine Lücke der Moralstatistik mit wissenschaftlicher Gründlichkeit auszufüllen, wenn auch ohne Namensunterschrift, die Frage zu beantworten: Haben Sie, verehrte gnädige Frau, das Gelöbnis der Treue, das Sie einstmals in konventioneller Fügsamkeit abgelegt haben, unverbrüchlich

gehalten? Und wenn es der Fall ist: Geschah es aus Grundsatz oder aus Zufall? Aus einem Überschuß an Tugend oder aus einem Mangel an Gelegenheit?"

Im Ernst, Kamilla, das ist der Gipfel der Indiskretion! Eine Enquete über die Frauentreue . . . eine Statistik des Wankelmutes . . . eine Art von ethischer Volkszählung . . . Ich suche vergebens nach einem Gleichnis, um dir in drei Worten die Ungeheuerlichkeit einer Frage klar zu machen, die wie ein Perkussionshammer an verschlossene Frauenherzen klopft, und ich wundere mich nicht, daß du bisher nur schnippische und ironische Antworten erhalten hast. Ich finde es sehr begreiflich, daß dir eine Frau die Rundfrage mit der Gegenbemerkung zurückgesandt hat: „So fragt man die Leute aus!" und daß eine andre sich mit dem Epigramm an dir rächte: „Ich halte es für so unbequem, einen Mann zu betrügen, daß es beinahe noch bequemer ist, ihm treu zu sein." Du wirst noch eine ganze Anzahl ähnlicher Zuschriften empfangen, aber jedenfalls wird die überwältigende Mehrheit der Frauen, die überhaupt antworten, dir die Versicherung geben, daß sie niemals auch nur mit einem sündhaften Gedanken die eheliche Treue verletzt haben, und ich höre es schon, wie du deiner

ethischen Gesellschaft eines Tages als das Ergebnis deiner Rundfrage die wehmütige Mitteilung machen wirst, daß die Tugend heutzutage das verbreitetste von allen Lastern zu sein scheint.

Und ich selbst, Kamilla? Sieh, meine Liebe, mich setzt die Gewissensfrage, die du an mich gestellt hast, auch nicht einen Augenblick in Verlegenheit. Ob ich meinem Gatten, dem Dachpappenfabrikanten Moritz August Brückner, in der Zeit unserer fünfzehnjährigen Ehe immer treu geblieben bin? Ich antworte dir mit einem lauten und vernehmlichen: „Ja . . . ja . . . und nochmals ja! . . .“ Aber du brauchst deshalb nicht schlecht von mir zu denken! Es soll keine Tugendprotzerei aus meinem Bekenntnis sprechen. Mit meiner Treue hat die Moral nichts zu schaffen: Weder die alte, die dir so bitter verhaßt ist, noch die neue, die ihr einstmals auf den Statuten der ethischen Gesellschaft aufbauen werdet. Und gerade mir hätten vielleicht auch strenge Richter einen gelegentlichen Schritt vom Weg nicht allzu übel genommen. Denn der Dachpappenfabrikant Moritz August Brückner ist ja in der Tat nicht der Mann, der ein Frauenherz durch anderthalb Jahrzehnte mit überlegener Sicherheit beherrschen könnte. Ich gebe es ohne weiteres zu, da wir uns ja hier unter vier Augen sprechen,

daß er zu den Männern gehört, die man zwar nicht um ihrer selbst willen heiratet — aber man läßt sich bisweilen um ihrer selbst willen von ihnen scheiden . . .

Warum es trotzdem bis heute noch nicht dazu gekommen ist? Ich will's dir beichten. Und vielleicht wirst du aus meinen Geständnissen die überraschende Tatsache erfahren, daß man bisweilen einen Mann nur deshalb nicht betrügt, weil man — einem andern treu ist.

* * *

Das klingt paradox. Und doch habe ich dir, meine liebe Kamilla, mit diesem einzigen Wort das erste und das letzte Geheimnis meines Lebens entschleiert. Jawohl! Auch durch meine Mädchenzeit ist ein Traum geschlüpft, ist eine verführerische Männerstimme geklungen, ist eine heiße und zärtliche Hoffnung gewandert, die mir noch heute das Blut wärmer macht. Und diese Hoffnung trug eine blaue Marine-Uniform mit goldenen Tressen. Der Seeoffizier war damals noch nicht in unserem Gesellschaftsleben eine so alltägliche Gestalt, wie es heute der Fall ist. Für mich witterte etwas wie die Romantik des fliegenden Holländers um den jungen

Marineleutnant, der immer nur für kurze Urlaubswochen in der hauptstädtischen Gesellschaft auftauchte — und du wirst es mir nachfühlen, wie sehr es mein jugendliches Blut aufrühren mußte, daß dieser stille, ernste und stolze Mann meiner siebzehnjährigen Unbedeutendheit soviel Beachtung schenkte.

Ich will dir nicht den verjährten Roman wieder erzählen. Er ist mir noch heute ein Unberührbares geblieben. Ich vertraue dir nur das eine, daß ich in der ersten Abschiedsstunde mein Herz an ihn für immer verloren habe. Worte des Abschieds haben eine unwiderstehliche kupplerische Gewalt, und noch heute klingt's mir im Ohr, wie er mit schwermütiger Beredsamkeit zu mir sagte:

„Lassen Sie mich eine letzte Bitte wagen. Wir Seeleute haben manchmal in sternenlosen Nächten, wenn der Ozean in seiner unermeßbaren rätselvollen Einsamkeit vor uns liegt, schmerzliche Stunden, wo das Heimweh uns Wundmale in die Seele brennt. Geben Sie mir Ihr Bild mit auf die weite Fahrt! Es soll mir Heimat und Vaterland wiedergeben, wenn eine solche Stunde unerträglicher Sehnsucht kommt.“

Und er küßte zuerst das Bild, das ich ihm willig gab, und dann das Urbild, das sich ihm nicht zu

entziehen vermochte, und damals brannten meine ersten Liebesküsse auf seinen Lippen . . .

Noch dreimal kehrte er von seinen Fahrten in die Hauptstadt zurück — zu flüchtigen Begegnungen, die immer wieder in einer Abschiedsstunde von leidenschaftlichem Ungestüm ihren Abschluß fanden. Von unterwegs kam ab und zu einmal irgend eine exotische Seltsamkeit, die meist aus der reichen Schatzkammer der japanischen Volkskunst genommen war, und diese Bibelots, die den andern so wenig und mir so viel sagen, sind noch jetzt der einzige Schmuck meines Boudoirs geblieben. Aber seltener und immer seltener wurden die Zeichen liebevollen Gedenkens, die über das Meer ihren Weg fanden, und endlich kam die Nachricht, die allem ein Ende machte. Der junge Offizier hatte sich entschlossen, aus dem Dienste seines Vaterlandes auszuscheiden und einem Lockrufe der japanischen Regierung zu folgen, die damals — du hast es ja in allen Zeitungen gelesen — mit Vorliebe europäische Kräfte anwarb, um ihre Wehrmacht zu Wasser und zu Lande nach westlichen Vorbildern umzuformen . . . Nun hieß es, unter dieses Kapitel einen Schlußstrich machen und in einer verschwiegenen Lebensecke die Träume einer Mädchenjugend lautlos verscharren.

Die Zeit kam, da die Fürsorge liebender Eltern sich mit meiner Zukunft beschäftigen mußte. Man führte mir haarscharf den Beweis, daß ich mich endlich verheiraten müßte, um nicht in die unerfreuliche Gilde der späten Mädchen eingereiht zu werden. Man führte mir eine Anzahl von Männern vor, die sämtlich zum Gähnen korrekt und zum Ausweichen tadellos waren — ehrbare Herren, die nicht mit der kleinsten interessanten Untugend gesprenkelt waren. Ich wählte meinen Moritz August, der zwar kein großer Mensch, aber ein großer Dachpappenfabrikant war, und der mein Leben seitdem mit allen Freuden geschmückt hat, die käuflich sind. Sein Charakter wird durch die schönen Worte des Witterungsberichtes gezeichnet: „Kühl, aber beständig ..." und in den fünfzehn Jahren unserer völlig wolkenlosen, aber auch völlig windstillen Ehe hat er mich das große Geheimnis gelehrt, daß es in einem Menschenleben gar nicht so warm zu sein braucht, wie die jungen Mädchen es sich träumen lassen.

* * *

Es wäre eine süßliche Romanlüge, wenn ich dir sagen wollte, daß die Erinnerung an meinen Jugendroman mich noch heute bedrückt oder mir die Tage

verschattet. Dennoch lebe ich unbefreibar in der Gefangenschaft dieses Erinnerungsbildes, das niemals aufhören wird, mir den reichsten und heimlichsten Inhalt meines ganzen Lebens zu bedeuten. Ich hoffe nicht mehr auf ein Wiedersehen. Wenn es mir trotzdem unvermutet gegönnt wäre, so hätte ich schwere Befürchtungen für Moritz August, denn in alten Jugenderinnerungen lebt eine geheimnisvolle Flamme, die vielleicht plötzlich hoch aus der Asche schlägt. Aber zwischen mir und meiner Jugend liegen Länder und Meere. Nur ein sehnendes Erinnern ist unentreißbar in mir lebendig geblieben ... und wenn der Leichtsinn oder der Übermut in spielerischer Augenblickslaune die Arme nach mir ausstreckt, wenn die Lüsternheit mir heiße Worte ins Ohr flüstert, so tritt zwischen mich und die Verführung der Traum meiner Mädchenjahre. Ich denke an die ersten Stunden des Rausches, die ich durchfiebert. Ich sehe zwei ernste und tiefe Augen auf mich gerichtet. Von meinen Erinnerungen werde ich wie gelähmt, wie umklammert ... und darum, meine liebe Kamilla, durfte ich dir sagen: Ich habe meinen Mann zwar niemals betrogen, aber nicht er ist es, dem ich treu geblieben bin ...

Ich sehe dich über dieses Bekenntnis lächeln. Ich

weiß wohl: In einem deiner kühnen Gegenwartsromane, die du mit robuster Stofflichkeit sättigst, würde eine Frau, die sich an das Körperlose gefangen gibt, keinen Platz finden. Sie würde wie ein Überbleibsel aus der Empfindsamkeitsepoche, wie eine lyrische Almanachblüte aus irgend einem literargeschichtlichen Herbarium erscheinen. Dennoch wird dich vielleicht die schlichte und ehrliche Geschichte meines Lebens belehren, daß Treue und Untreue nicht Worte sind, die für jede Frau den gleichen Inhalt haben, und daß du vielleicht gut tun würdest, in deiner ethischen Gesellschaft mit diesen Unwägbarkeiten nicht mehr so lehrhaft zu spielen. Denn glaube mir: Von einem Traum kann ein Frauenherz unterjocht werden, aber niemals von einer Lehre; mag sie nun aus der alten oder aus der neuen Moral stammen. Deine Mela.



Die fünfundzwanzigste Auflage



2*

Das Schicksalsbruchstück, das ich Ihnen aus der Tragikomödie eines Menschenlebens heute erzählen will, wird man mir vielleicht so leichthin nicht glauben wollen. Es ist ja auch in der Tat äußerst unwahrscheinlich, daß die fünfundzwanzigste Auflage eines Liederbuches für den glücklichen Poeten, der sie erlebt, zu einem Ehehindernis werden kann. Und zwar nicht etwa aus einer schrullenhaften Augenblickslaune heraus, sondern aus tief ernsten psychologischen Beweggründen. Dennoch habe ich diese Sonderbarkeit als vertrauter Zeuge soeben miterlebt. Der Ruhm eines Dichters und die breite Öffentlichkeit, die seine lyrischen Selbstgespräche sich erobert haben, sind zu einem Hemmnis geworden, das ihm den Eintritt in eine Ehe versperrt hat . . . Die Geschöpfe sind wieder einmal mächtiger gewesen als ihr Schöpfer . . . Und wenn das zartsinnige, schöne Mädchen, das jetzt dem Entflohenen wehmütig nachträumt, ihn auch mit ihrer ganzen Sehnsucht in die Ferne begleitet, so wird sie dem

Dichter, den sie geliebt und nun für immer verloren hat, dennoch in der Tiefe ihres Herzens verstehend verzeihen müssen.

* * *

Als ich vor einigen Tagen von einem Spaziergang nach Hause kam, fand ich auf dem Korridorspiegel die folgende Visitenkarte:

„Heinrich Horst sagt Dir vor der Abreise nach Ägypten für mehrere Jahre Lebewohl.“

Eine so plötzliche Verabschiedung? . . . Und für mehrere Jahre? . . . Das sah ja aus wie eine Flucht! Ich eilte sofort in die Wohnung des Freundes, der mich schon manchmal durch paradoxe Entschlüsse überrascht hatte, und ich fand ihn tatsächlich zwischen Kisten und Koffern. Es war, als wenn er seinen ganzen Hausstand auflösen wollte.

„Also wirklich Ernst?“ fragte ich ihn.

„Voller Ernst!“

„Das ist keine Reise — das ist eine Flucht!“

„Eine Flucht . . . jawohl.“

„Vor einem Unglück, das dir droht?“

„Im Gegenteil! . . . Vor einem Glück, das die Arme nach mir öffnet.“

Kopfschüttelnd erwiderte ich:

„Ich bekenne, daß ich statt der Mitteilung deiner

Abreise eine ganz andre Nachricht von dir erwartet hatte. Du wirst es nicht für indiskret halten, wenn wir alle uns Gedanken darüber gemacht haben, daß du in der letzten Zeit fast ausschließlich im Hause des alten Konzertmeisters Fiebiger verkehrt hast. Seine Tochter, die junge Geigerin, ist schön und liebenswürdig . . . Und wie wär's dir zu wünschen, daß du dich aus den Einsamkeiten deines Witwerdaseins, aus diesem eintönigen monologischen Leben heraus endlich wieder in eine neue Ehe rettest! Ehrlich gesagt, auf die Verlobungsanzeige waren wir täglich gefaßt."

„Und ihr hättet sie auch ohne Zweifel früher oder später erhalten, wenn nicht . . ."

Er machte eine Pause und ließ dann eine Anzahl von Korrekturbogen, die auf seinem Schreibtisch lagen, nachdenklich durch die Finger gleiten.

„Wenn nicht ...?" fragte ich, auf die Fortsetzung seines unterbrochenen Satzes begierig.

„Wenn nicht mein Verleger vor einigen Tagen mir plötzlich von der fünfundzwanzigsten Auflage meines Liederbuches hier diese Korrekturabzüge übersandt hätte."

Ich sah ihn mit Verwunderung an, und er fuhr dann fort, auf die Druckbogen deutend:

„Du kennst ja den Inhalt.“

„Und du weißt, wie sehr ich diese ‚Lieder an eine Tote‘ bewundere. Selten ist ein lange nachtönender Erfolg so wohlverdient gewesen. Seit Friedrich Rückert ist der Gattenschmerz in der Lyrik nicht zu einem so ergreifenden Ausdruck gebracht worden. Manche dieser Verse haben sich mir unwillkürlich ins Gedächtnis geschrieben und auf die Lippen gelegt, wie eine edle und klangreiche Melodie, die man nicht mehr los wird.“

„Genug ... genug!“ unterbrach er mich. „Nicht von Wert und Form dieser Gedichte laß uns heute reden. Laß uns zurückdenken, wie sie entstanden sind. Du, nur du allein, der mir am nächsten gestanden, du weißt es, wie damals der frühe Tod meiner Frau mein ganzes Leben zerbrochen hat. Nie vergesse ich den ersten Morgen des Alleinseins. Diese ganze grauenvolle Einsamkeit um mich her! Unmöglich war's mir, ein Menschengesicht zu sehen. Selbst dich habe ich nicht zu mir gelassen. Jedes laute Wort um mich her hat mir weh getan. Es war mir wie eine ehrfurchtslose Entweihung meines Schmerzes. Mit selbstquälerischem Eigensinn habe ich mich tief in die Verlassenheit eingewühlt und bin rasch in eine österreichische Bergstadt geflohen, in der ich niemals gewesen war, wo keiner mich kannte. Ich wollte nur

unter Menschen leben, vor denen ich mich nicht zu schämen brauchte, daß ich noch atmen konnte ... Ein früher und rauher Winter hatte damals die Stadt mit Wällen von Schnee umschlossen. Über diese weißen Hügel sollte kein Ruf des Lebens den Weg zu mir finden. Der heimlichen Zwiesprache mit meiner Erinnerung sollte mein ganzes Dasein gewidmet sein ... Wie sie mir wohlgetan und mich doch so innerlich ausgehöhlt hat, diese klösterliche Lautlosigkeit meines Lebens! Bis endlich doch die klingende Gewohnheit des Reims und des Silbenfalles mich wieder gefangen genommen hat. Ich habe die ‚Lieder an eine Tote‘, die ich damals geschrieben habe, nicht gesucht und nicht gefunden. Zeile für Zeile sind sie aus mir herausgeblutet, als wollte der Schmerz meine letzten Lebenssäfte aus mir entpressen.“

„Und gerade diese Lieder haben dir wieder den Heimweg ins Leben gebahnt. Der Drang der Mitteilung, der zu den primären Trieben der Menschenseele gehört, hat dich wieder an die Welt zurückgegeben.“

„Sage lieber ohne schönfärberische Psychologie: Die literarische Eitelkeit hat auch durch den zehrenden Schmerz ihren Weg gefunden.“

„Nenn' es, wie du willst! Eine gute und fruchtbare Stunde war es, in der du dich entschlossen hast, deine ‚Lieder an eine Tote' der Öffentlichkeit zu übergeben, denn sie sind der dichterische Erfolg deines Lebens geworden."

„Sie sind's geworden! Doch übersehen wir es nicht: Nur die Entweihung meiner Einsamkeiten hat mir diesen Erfolg erkauft. Ich mußte es über mich gewinnen, meine Leiden einem Verleger zum Vertrieb zu übergeben. Ich habe die Korrektur meiner Schmerzen gelesen. Ich habe meine Untröstlichkeit von Druckfehlern gesäubert. Die Schmerzensrufe aus meinen heimlichsten Stunden sind in Goldschnitt gebunden worden und gehören nun schon in fünfundzwanzig Auflagen der Geschenkliteratur an . . . Nun war ich wieder in die Mitte der Menschen gestoßen. Und damit war ich allen Niederträchtigkeiten der Stunden preis gegeben. Ich mußte es mir selbst gestehen, daß sie mit Diebeshänden auch nach unverjährbaren Erinnerungen greifen. Das Bild meiner Toten wurde blässer und immer blässer in mir. Ja, du selbst hast damals den Tag gesehen, an dem ich zum erstenmal wieder fröhlich sein konnte . . ."

„Und wer möchte dich deshalb tadeln wollen? Wer darf über diese Menschlichkeiten richten? Von den

rinnenden Stunden wird jeder Schmerz endlich ausgelaugt und verliert seine Herbheit. Der Drang des Lebens überlistet auch unsere edelsten Leiden. Wir alle können's nicht hindern, und auch du hast's nicht vermocht."

„Ich hab's nicht vermocht! Du hast recht. Die kupplerische Gewalt der Stunde hat neuer Liebe mein Herz geöffnet. Ich habe in roher Lebenssehnsucht mit der Erinnerung gerungen, und ich habe sie besiegen können . . . und vielleicht würde die Schwüle dieses Dramas in kurzer Zeit mit der Banalität einer Verlobung geendet haben, wenn nicht noch zur rechten Zeit das da gekommen wäre."

Und damit zeigte er wiederum auf die Druckbogen.

„Die fünfundzwanzigste Auflage?"

„Jawohl, von meinen ‚Liedern an eine Tote'! Und vor diesem Buch würde ich mich in Grund und Boden schämen, wenn einst eine Lebendige an meiner Seite gesehen würde. Mir allein ist nicht erlaubt, was jedem andern verziehen wird! Ich habe mich öffentlich, nur allzu öffentlich zur Untröstlichkeit verpflichtet. In fünfundzwanzig Auflagen habe ich dieses Gelöbnis erneuert. Mein Schmerz ist — ich möchte sagen: Grundbuchlich eingetragen. Er ist literargeschichtlich festgelegt. Ich würde den dichterischen Erfolg meines Lebens in eine

schamlose Lüge verwandeln, wenn ich ihn durch meine Taten widerlegen wollte. Und wie Marino Falieri einst die Republik Venedig durch einen feierlichen Akt dem Meere vermählt hat, so habe ich mich feierlich und unentreißbar dem Schmerz vermählt ... Mein Buch ist mächtiger als ich, der es geschrieben hat. Und darum ... Verstehst du mich jetzt?"

„Ehrlich gesagt," erwiderte ich, „nicht ganz! Denn das allein kann doch unmöglich ..."

Mit einer melancholischen Bewegung unterbrach er mich.

„Vielleicht ist es auch nicht das allein! ... Vielleicht strömt eine tiefere Welle mit unter ... Ich kann die Scham vor dem Schatten nicht los werden, der aus diesen Blättern emporsteigt ... Einst habe ich die Einöde aufgesucht, um zu vergessen, daß ich glücklich war. Jetzt brauche ich tiefere Einsamkeiten und lange stille Jahre. Denn ich will vergessen, daß ich vergessen konnte ..."

Nach diesen Worten beugte er sich tief auf sein Buch herunter, als wollte er völlig in die Vergangenheit niedertauchen. Ich aber drückte ihm zum Abschied schweigend die Hand und schlich auf den Zehenspitzen über die Schwelle.



Baron Nikis Selbstmord



Lieber Doktor! Es ist wirklich schade, daß Sie heute abend nicht, wie es nach mancher schweren Sitzung im Klub Ihre Gewohnheit war, noch in später Stunde bei mir vorgesprochen haben, um einen Henessy zu trinken und eine Beruhigungszigarre zu rauchen. Sie würden, wenn Sie vor einer Viertelstunde eingetreten wären, einen wunderlichen Anblick gehabt haben. Am Kamin ein Häuflein verbrannter Papiere. Die Fächer meines Schreibtisches alle weit aufgesperrt. Auf der Tischplatte rechts ein Stoß unbezahlter Rechnungen. Links ein Haufen unbeantworteter Mahnbriefe — alle von dem verklärenden Schein meiner elektrischen Schreibtischlampe beinahe poetisch überleuchtet. Als Erklärung dieses Stillebens nicht weit davon eine geladene Pistole. Ich selbst aber am Telephon in ein Streitgespräch verwickelt, wie Sie es ohne Zweifel nicht allzu oft belauscht haben werden. Ich hatte meinen alten Sanitätsrat angerufen . . . Sie kennen ja diesen wiederlich herzlosen Egoisten, der

mir sogar den Champagner und die Trüffeln zu einem Zeitpunkt verboten hat, wo ich zum erstenmal in die Lage gekommen war, sie bezahlen zu können. Es machte mir heute ein diabolisches Vergnügen, den alten Quälgeist aus dem ersten Schlaf zu wecken und ihn ... doch ich kann Ihnen ja das ganze Gespräch nahezu wörtlich mitteilen:

„Wie? ... Was? ... Sie können jetzt nicht zu mir kommen, weil Sie sich bereits aufs Ohr gelegt hätten? Aber wenn ich Ihnen doch sage, Sanitätsrat, daß es sich um eine unaufschiebbare Frage handelt ... Wie meinen Sie? Die Geschäfte, die ich hätte, seien niemals unaufschiebbar? ... Oho, alter Herr, diesmal doch! Ich will mir nämlich, unter uns gesagt, ein bißchen das Leben nehmen, und zwar kurz vor Zwölf ... Was, Sie lachen? Bei einer so düster tragischen Mitteilung! Das wäre nicht mein Ernst? Das wäre nur ein schlechter Scherz von mir? Aber mein voller Ernst, versichere ich Sie! Und es ist sehr unrecht, daß Sie mir dabei Ihren ärztlichen Beistand verweigern. Wie leicht kann einem bei so einem Selbstmord etwas geschehen! Und da wollte ich gern einen Arzt in der Nähe haben. Was? ... Wie? ... Bis morgen früh vertagen? ... Unmöglich! Geht absolut nicht! Aus ganz besonderen

Gründen ... abgesehen davon, daß die Selbstmorde vor Mitternacht die gesündesten sind ... Was meinen Sie? Ich soll mich an die Freiwillige Rettungsgesellschaft wenden? Auch noch schlechte Scherze in einer so ernsten Stunde? Also schön! Wenn Sie durchaus nicht wollen, dann muß ich im Gegensatz zu andern Kranken versuchen, ohne ärztliche Hilfe ins Jenseits zu kommen ... Nein, nein, bitte, kein Wort mehr! Ich bin ernstlich böse. Schluß. Bitte abzuklingeln!"

Und da sehen Sie mich nun, liebster Doktor, in einer wirklich verzweifelten Situation. Denn kann es eine schlimmere Lage geben, als wenn jemand einen Selbstmord begehen will und sich vergebens nach einem Bekannten umsieht, der ihm davon abrät? Ja, wenn man nahezu vierzig Jahre gewohnt war, zu existieren, so kann man diese Gewohnheit nicht so plötzlich ablegen. Jetzt bin ich in dieser wichtigen Stunde auf mich selbst angewiesen und sehe gar keine andre Möglichkeit, als an Sie diesen Brief zu richten, der gewissermaßen ein Selbstgespräch mit der Feder sein soll. Ich weiß es ja, Monologe sind nicht mehr modern. Aber schließlich ist es eine gewichtige Entschuldigung für jedes Selbstgespräch, wenn man keinen andern findet, der einem zuhört. Überdies sind Sie

ja Schriftsteller und können vielleicht meine Geständnisse einmal literarisch verwerten. Ich bevollmächtige Sie dazu ausdrücklich und bitte, diese Erlaubnis als ein Legat zu betrachten. Wie andre Selbstmörder ihren Kadaver der Anatomie vermachen, so vermache ich meine menschliche Wesenheit Ihnen, damit Sie mich eines Tages mit der Feder sezieren. Setzen Sie sie nur schonungslos an — es wird mir gewiß nicht mehr weh tun.

* * *

Sie erlauben zunächst, daß ich mich Ihnen etwas genauer vorstelle, als es bei unseren flüchtigen Begegnungen im Klub, im Theater und auf den Rennplätzen möglich war. Fürchten Sie aber keine lange Beichte. Meine Selbstbiographie wird ebenso knapp wie inhaltsleer sein. Ich, Dietrich Maximilian Nikolaus von Gemmingen, kann meine Lebensbeschreibung mit dem nämlichen Satz beginnen, mit dem Graf Rostopschin, der Verteidiger von Moskau, die seinige eingeleitet hat:

„Ich wurde eines Tages geboren, ohne zu wissen warum, und meine Eltern dankten bei dieser Gelegenheit dem Himmel, ohne zu wissen wofür.“

Sie sehen in mir den letzten Nachkommen eines altadligen Geschlechts, das sich immer durch fröhlichen Leichtsinn und lachende Daseinslust ausgezeichnet hat, ohne irgend eine andre Auszeichnung zu erstreben. Einer meiner Vorfahren hat, wie urkundlich erwiesen ist, bereits zu den Zeiten des ersten Kreuzzuges seine Zahlungen eingestellt. Durch die strengste Vermeidung jeder Mißehe und eine vielhundertjährige Inzucht ist das bißchen Verstand, das uns die Natur mitgegeben hat, noch beträchtlich verkümmert. Als der letzte Sprosse dieses fröhlichen Geschlechts habe ich schon in meiner frühesten Jugend zu keinerlei Erwartungen berechtigt. Mein späteres Leben entsprach diesen Erwartungen voll und ganz . . .

Soll ich Ihnen dieses Leben erst in breiten Worten zu schildern versuchen? Eine überflüssige Mühe. Sie kennen's ja aus eigener Beobachtung. Sie wissen, aus wieviel üppigen Torheiten es sich zusammensetzt, und Sie können von mir die beruhigende Versicherung empfangen, daß ich von allen Dummheiten, zu denen ich jemals die Gelegenheit gefunden, nicht eine einzige ausgelassen habe. Keine noch so kostspielige Verwegenheit im Spiel oder in der Liebe, zu der ich nicht leicht zu überreden gewesen wäre! Es gibt nach meiner Ansicht nichts, was einen epikuräischen Lebens-

künstler so entstellen könnte, wie falsch zu sparen und richtig zu rechnen . . . und dank diesen Grundsätzen sind mir die Tausendmarkscheine mit einer unglaublichen Geschwindigkeit durch die Finger geglitten. Von dem Augenblick an, da ich großjährig wurde, glich mein ganzes Leben einer Fahrt im Blitzzug. Fiebergeschwind allen Genüssen nachgejagt! Jeder fröhlichen Augenblickslaune ohne Nachdenken und Zaudern gehorcht! Jede reizende Überflüssigkeit herbeigerafft, die das Leben schmückt und unseren so episodischen Aufenthalt auf dieser Erde erst wohnlich machen kann. Die Freuden der Gastfreundschaft habe ich ausgekostet wie kaum ein andrer. Die Einladungen zu den kleinen Luftfahrten auf meiner Jacht wurden von den Freunden stets mit Begeisterung angenommen, und die Herrendiners in meinen Jagdhäusern waren besonders durch die Damen berühmt, die daran teilnahmen. Sie haben ja ihre Bilder in dem großen Paravent gesehen, der neben meinem Kamin steht und mit den Photographien aller meiner anmutigen Freundinnen überfüllt ist. Das ist der zierliche Buchschmuck für den Roman meines tollen Lebens. Hier können Sie mit einem Augenaufschlag meine Abenteuer, meine Torheiten, meine Sünden überschauen — und in dieser ernsten Stunde schwöre

ich Ihnen, daß ich nicht eine einzige unterlassen haben möchte.

Dieser gesinnungstüchtige Leichtsinn aber, den ich von meinen Vorfahren geerbt habe, ist leider endlich an der Vergänglichkeit des irdischen Besitzes gescheitert. Schon vor einem Jahre machte mich mein Bankier darauf aufmerksam, daß ich mit einem zifferschweren Scheck mein Guthaben „überzogen" hätte, wie der entsetzliche technische Ausdruck lautet, mit dem er mich bei dieser Gelegenheit zum erstenmal bekannt gemacht hat. Ich müßte neu „auffüllen", fügte er hinzu, und das war so ein zweiter Kunstausdruck, der mir vollkommen neu gewesen ist. Nun, ich habe aufgefüllt, soweit es eben ging. In aller Stille habe ich mich von einigen meiner Lieblingsgemälde getrennt und mit Hilfe eines diskreten Malers gute Kopien an ihre Stelle gehängt. Meine Jacht habe ich unter dem Vorwande, daß sie nicht mehr seetüchtig ist, verkaufen lassen; in Wirklichkeit war ich selbst nicht mehr seetüchtig. Sogar von meinem Automobil habe ich mich getrennt. Trotz des gesetzlichen Verbotes habe ich mich entschließen müssen, diesen Wagen zu nullen. In meiner falschen Scham habe ich allerlei Ausflüchte gesucht, um meine Lage zu verdecken. Daß sie trotzdem unter meinen Klub-

freunden bekannt geworden ist, habe ich an vielen kleinen Zeichen bemerkt. Besonders auffallend war es mir, daß in den letzten Wochen bald der eine, bald der andre mich beiseite zog und die Frage an mich richtete, ob ich ihm nicht mit einigen braunen Scheinen aus einer Verlegenheit helfen könnte? Offenbar wollten es die schlauen Herren auf diese Weise nur vermeiden, daß ich die gleiche Frage an sie selbst richtete. Und wenn ich vollends über meine Situation in der Gesellschaft noch im Dunkeln gewesen wäre, dann hätte mich ein Brief darüber aufgeklärt, den ich von meinem Vetter Waldemar bekommen habe. Das ist nämlich ein unheimlich korrekter Mensch, der immer im richtigen Augenblick das richtige Wort findet. Ich glaube, er hat statt eines Herzens eine Registrande in der Brust mit lauter numerierten Empfindungen, die er nach Bedarf pünktlich verwendet. Ohne viele Redensarten und Umschweife hat er mir den ehrenvollen Antrag gemacht, auf seinem Rittergut Nieder-Göhrsdorf in der Mark die Verwaltung seiner Forsten zu übernehmen. Und dabei hat er mit einschmeichelnder Beredsamkeit hinzugefügt:

„Natürlich wirst du dabei vollkommen vergessen müssen, in welcher verwandtschaftlichen Beziehung wir stehen. Es ist das korrekte Verhältnis des Verwalters

zu seinem Gutsherrn, das für unsern Verkehr in erster Reihe maßgebend sein muß . . .“

Und das war der Moment, wo ich das Pistölchen geladen habe, das in diesem Augenblick neben mir liegt.

* * *

Ich lese jetzt in Ihren wohlwollenden Mienen die Frage, die Ihnen freundschaftliche Besorgnis nahe legt, ob es nicht noch irgend ein andres Auskunftsmittel gibt? Und wenn ich Ihnen noch einen Augenblick Zeit lasse, so werden Sie mich sicherlich auf den allgemein für so gangbar gehaltenen Weg der Arbeit verweisen. Etwas tun . . . Etwas werden! . . . Sehr hübsch! Etwas verdienen . . . noch viel hübscher! Wenn das nur nicht alles schon im Zuschnitt verdorben wäre! Was kann denn unsereiner nach so einem Feiertagsleben noch werden? Vielleicht der Trainer irgend eines reich gewordenen Börsenmannes, der sich einen Stall hält. Gestütsdirektor irgend eines Protzen. Ein Leben voll Stallgeruch! Und es ist merkwürdig, daß fremde Ställe soviel schlechter riechen, als unsere eigenen. Nein! Das hat nichts Verlockendes. Man hat mir die Aussicht eröffnet, einen luxemburgischen Schaumwein in Deutschland einzu-

führen. Haben Sie schon einmal luxemburgischen Schaumwein getrunken? . . . Ja? . . . Nun, dann werden Sie begreifen, daß ich in eine solche Propaganda zur Verbreitung des Magenkatarrhs schon aus Menschenfreundlichkeit nicht eintreten will. Oder nach Amerika auswandern? . . . Gegen diesen Erdteil habe ich ein entschiedenes Mißtrauen. Wenn man in dem Land ohne Geld leben könnte, dann würden die vielen Kassierer, die herüber gehen, doch nicht die Vorsicht gebrauchen, immer die Kasse mitzunehmen . . . Bleibt eigentlich nur noch übrig, daß ich militärischer Sachverständiger für ein liberales Blatt werde — aber dazu könnte ich mir selbst nicht raten.

Der Kommerzienrat Finck, der zartfühlende Vorsitzende unseres Klubs, hat mich neulich in eine Ecke genommen und mir die Frage vorgelegt, ob ich ihm nicht einen neuen Intendanten für den Klub empfehlen könnte? Aber es müßte eine möglichst dekorative Persönlichkeit sein. Ich habe es ihm angemerkt, daß das nur eine schonende Form war, um mir selbst die Annahme dieser Stellung nahezulegen. Ganz unmöglich! Wo ich einst Herr gewesen bin, jetzt Diener sein? Wenn der Bediente auch Intendant heißt . . . Nein! Lieber Holz hauen, als moralisch so vor die Hunde gehen. Soll ich vielleicht erleben, daß die liebens-

würdigen Humoristen unseres Klubs sich den Scherz leisten, mich eines Tages „Herr Ober“ zu nennen? Wenn sich die Armut auch sonst ertragen ließe, in dieser Umgebung würde sie mich erdrücken.

„Aber Nieder-Göhrsdorf in der Mark?“ Ich höre diese Frage wieder und wieder von Ihnen, und wenn Sie jetzt neben mir säßen, ich bin gewiß, daß Sie mich überreden würden. Das ist ein demütigendes, aber reinliches Leben, daß mir da Vetter Waldemar anbietet. Schade, daß er nicht auf einem Thron geboren ist. Er würde unter dem Namen „Waldemar der Korrekte“ sicherlich in die Weltgeschichte übergehen. Auf der Klitsche da draußen würde es natürlich zum Frösteln einsam sein, aber schließlich bleiben mir doch meine schönen Pürschgänge durch die stillen Waldwege, auf denen ich mich selbstquälerisch mit dem letzten Rätsel beschäftigen kann, das mir das Leben noch aufgibt: Wie es hätte anders kommen können? ... Und abends, wenn die Winde durch die Scheiben blasen, bleiben mir meine Bücher. Sie wissen ja, daß ich immer gern und viel geschmökert habe. Sogar Ihre eigenen Schriften, Herr Doktor! Obwohl Sie mich freundschaftlich davor gewarnt haben ... Ja ... ja ... es wäre ein recht lautloses Leben, in das ich da hinunterglitte, ohne Klang und Farbe, aber es

hätte den Vorzug der Verborgenheit. Zwischen den Föhren von Nieder-Göhrsdorf brauche ich wenigstens nicht zu befürchten, daß ich Freunden begegne, die plötzlich kurzsichtig werden, wenn ich ihnen in den Weg trete. Im Grunde wär's nur eine langsamere Form des Selbstmordes, aber ich kann mir nicht helfen, so ungeduldig ich auch sonst bin — bei einem Selbstmord scheint mir die langsamere Methode als die angenehmere. Es ist toll, daß man sich von der schlechten Gewohnheit, zu atmen, so schwer frei machen kann! In mir schreit eine Stimme: „Leben! . . . Nur leben! . . . Meinethalben wie ein Hund leben, aber doch leben!“ Und überlege ich's genau, so ist der Unterschied nicht gar so groß zwischen dem, was ich tun wollte, und dem, was ich tue. Denn wenn ich das Gehölz von Nieder-Göhrsdorf erreicht habe, dann bin ich nicht mehr der gleiche, der ich gewesen bin. Ich bin der Nachkomme meiner selbst geworden und denke an den seligen Baron Niki v. Gemmingen nur noch mit der lauen Pietät, die man einem seiner Urahnen schuldet . . .

* *
*

Mein Gespräch mit Ihnen ist zu Ende. Sie haben mich vollkommen von der Stichhaltigkeit Ihrer Argu-

mente überzeugt. Ich habe meine Pistole soeben entladen. Aber ich konnte mir eine letzte Bosheit gegen den Sanitätsrat nicht versagen, der mich durch seine hartgeschmiedete Selbstsucht so oft gekränkt hat. Ich habe ihn wieder telephonisch aus dem Schlafe gerüttelt und ihm mit der Pistole in der Hand zugerufen:

„Sanitätsrat, es ist so weit . . . Ich zähle bis drei und dann geht's los! Eins . . . zwei . . . und drei . . .“

Und dabei habe ich mit der Pistole in die Luft geschossen. Den Schreck mußte ich ihm noch in die Glieder jagen, und ich freue mich kindisch, wenn ich ihm morgen früh so springlebendig entgegentrete. Sie aber, lieber Doktor, bitte ich, wenn Sie mir in den nächsten zweiundzwanzig Jahren noch eine Mitteilung zu machen haben, sie an die Adresse zu richten: Nieder-Göhrsdorf in der Mark, Post Trebbin! . . . Angenehmes Örtchen, wie? . . . Aber was hilft's? Ich bin nun einmal gegen die Lockungen der Lebenslust wehrlos — und gegen einen Wehrlosen darf man nicht die Waffe richten.

Herzlichst Ihr Niki.



Bekenntnisse eines Scheidenden



Also, meine Lieben, es ist so weit! Schon morgen werde ich endlich erleichtert aufatmen dürfen, und schwere Lasten sinken von meinem wund gedrückten Schultern. Die Gesundheitsrücksichten, die jedem scheidenden Minister den Weg in den Ruhestand so gefällig einsäumen, werden von der höchsten Autorität im Staate morgen endgültig anerkannt werden. Ich bin Minister gewesen ... Aber laßt deshalb um des Himmels willen nicht einen so mitleidigen Blick auf mir ruhen! Kranzspenden und Kondolenzbesuche werden nachdrücklichst verbeten. Denn auch die Ministerlaufbahn hat, ihr dürft es mir glauben, zwei glückliche Tage. Und den glücklicheren von beiden werde ich morgen in seiner ganzen Freudenfülle ausschlürfen.

* * *

Bei Hieronymus Lorm habe ich einmal ein schwermütiges Gedicht gelesen, das mit den Worten endigt: „Das Leben hat einen schönen Augenblick — den letzten ..." Das ist ein melodischer Seufzer, der aus

der Stimmung eines einzelnen aufgeklungen ist und sich gewiß nicht verallgemeinern läßt. Aber für das Leben eines Ministers hat er seine bedingungslose Geltung, und schon das Frohgefühl der ersten Erlösungsstunde predigt mir eine weise Lehre. Erst dem Abschied von der Macht folgt das Wiedersehen mit der Unabhängigkeit.

* * *

Wie sich nur die Menschen unfrei nennen mögen, die zu gehorchen haben! Viel unfreier sind die andern, die zu befehlen haben. Denn unsere Untergebenen sind in Wirklichkeit unsere Vorgesetzten. Die Herrschaft über diesen vielgegliederten Organismus unterjocht uns selbst am meisten. Wenn ich erwäge, welchen Beamtenkörper ich an jedem Tage beweglich zu machen hatte... wenn ich mir das schwere Gefühl der Verantwortung bei jeder raschen Augenblicksentschließung, bei jeder dringlich geforderten Unterschrift wieder vergegenwärtige ... wenn ich mich an die Verlegenheiten erinnere, die mir ein oft allzu geschäftiger Gehorsam, eine bisweilen boshafte Unterwürfigkeit bereitet haben, so möchte ich es mit einem übermütigen Jubelruf in die Welt hinausschmettern: Beglückwünscht mich alle, die ihr es gut mit mir meint, denn von morgen an habe ich nichts mehr zu sagen!

* * *

Ich habe einen Augenblick daran gedacht, die Tatsache meines Rücktrittes allen meinen Freunden durch ein Rundschreiben anzuzeigen, das folgenden Wortlaut haben sollte: „Ich bitte ergebenst, davon Notiz zu nehmen, daß ich von morgen an nicht mehr Staatsminister bin und nunmehr in den Vollbesitz der bürgerlichen Ehrenrechte wieder eintrete . . .“ Wäre nicht die anscheinend so paradoxe Form der Mitteilung sachlich gerechtfertigt? Und wird nicht bei der immer wachsenden Verrohung unserer politischen Kampfmittel in der Tat einem Minister jedes Recht versagt, das die gute Erziehung keinem andern Staatsbürger vorenthalten würde? Wenn ein Ministerpräsident nicht in jeder Woche wenigstens einmal im Parlament entweder ein Gauner oder ein Idiot genannt wird, so muß er falsch wie Galgenholz oder von trostloser Unbedeutendheit sein. Die parlamentarischen Waffen, die man heute für erlaubt hält, werden von Tag zu Tag noch geschärft. In Ungarn stürzt man die Ministersessel, wenn man die Minister nicht stürzen kann. An die Stelle der parlamentarischen Tätigkeit, die man vergebens wieder anstrebt, ist die parlamentarische Tätlichkeit getreten. Ja, es genügt nicht mehr, wenn man einem rebellischen Abgeordneten das Wort entzieht; man muß ihm auch den Pultdeckel entziehen,

um die politische Holzhauerarbeit unmöglich zu machen, welche so oft schon die Entschließungen der Mächtigen beeinflussen durfte. Wie hat meine Selbstachtung unter den Ungezogenheiten bluten müssen, die mir aus den Reihen politischer Gegner ins Gesicht geworfen wurden! Von morgen ab wird man mir die Rücksichten nicht versagen, die der Umgangston der guten Gesellschaft zur Voraussetzung hat. Ich bin nicht mehr der Sturmbock und Kugelfang im Parteistreit. Endlich darf ich die Hornhaut abstreifen, die ich amtlich mir habe aufstülpen müssen — ich habe das schöne Menschenrecht der Empfindlichkeit wieder gewonnen.

* * *

Zu den Freiheiten und Freuden, die ich nun wieder erobert habe, gehört auch das unvermißbarste Vergnügen aller Staatsbürger, auf die Regierung zu schimpfen! Ich habe das Recht auf Unzufriedenheit zurückerworben! So lange ich selbst regierte, durfte ich mir nur in den verschämtesten Stunden der Selbstschau, und zwar in einem der wenigen Zimmer meines Ministerhotels, die keine Ohren hatten, diese Freude gönnen. Der Widerspruchsgeist, der im menschlichen Organismus die gleiche Bedeutung hat wie die Hemmung im Uhrwerk, war bei mir jahrelang auf die schmalste Ration gesetzt. Ich durfte nur gegen die Opposition opponieren

— und das ist schließlich, genau betrachtet, nur der Widerspruchsgeist in der Quadratwurzel. Von morgen ab darf ich mich wieder, wie alle andern Staatsbürger, für erheblich klüger halten als die Männer, die das Ruder führen, und ich darf meiner überlegenen Weisheit in ungefesselter Rede Ausdruck geben. Ob ich diese Freiheit benützen werde, um nach der Sitte aller aus ihrem Amt geschiedenen Staatsmänner meine Memoiren zu schreiben? Ich glaube kaum. Ohne Zweifel ist ein entlassener Minister der Berufenste, um die Geheimgeschichte des Tages festzuhalten. Nur er kennt die winzigen Motive, die hinter so vielen glänzenden Taten stehen. Nur er kennt die kleinen Sorgen, die so oft als große Fragen verkleidet und im Festtagsputz schöner Worte vor die Öffentlichkeit geführt werden. Aber leider gilt von den Ministern im Ruhestande, die uns die Werkstattsgeheimnisse der Tagespolitik anvertrauen könnten, das Wort Mephistos: „Das Beste, was du wissen kannst, darfst du den Buben doch nicht sagen . . .“ Und ich möchte nicht gern wie Fürst Bismarck in die Lage kommen, vor einem dritten Bande meiner Gedanken und Erinnerungen Halt machen zu müssen . . .

* * *

Auch eine andre Freude werde ich erst jetzt wieder kennen lernen. In allen den langen Jahren meiner Ausführung hat niemand meine Schwelle überschritten, der nicht etwas von mir haben wollte. Bei jedem Besuche fühlte ich verlangende Blicke auf meine Hände gerichtet, und oft hat man mir einen größeren Einfluß zugeschrieben, als mein Gewissen ihn mir gestattet hat. Mir ging es mit den Gästen in meinem Amtszimmer wie jenem mißtrauischen Millionär, der eines Vormittags dem einzigen wunschlosen Besucher kopfschüttelnd nachrief: „Der Mann wollte nichts von mir? Das ist ein Hochstapler!" ... Von morgen ab werde ich endlich wieder um meiner selbst willen besucht werden! Vielleicht auch um meiner selbst willen gemieden ... Ich werde meine wirklichen Freunde kennen lernen; und wenn ich sie eines Sonntags zu Tisch einlade, so wird das ganz kleine Speisezimmer in meiner Junggesellenwohnung schon viel zu geräumig für sie sein.

* * *

Oben zu stehen ... die Hand an das große Räderwerk legen zu dürfen, um es vorwärts zu bewegen ... wirken und schaffen ... wen hat nicht schon dieser Traum der Macht berauscht? Heute in der Abschiedsstunde, wo ich mit rückwärts gewandtem Kopf den durchmessenen Weg überblicke und mit zögernder Scham

mein Wollen an meinem Vollbringen, das Erreichte am Erreichbaren messe, habe ich recht pessimistische Anschauungen über Staat und Gesellschaft. Es versetzt mir den Atem, wenn ich in der Staubwelt meiner Aktenzimmer mich umschaue und auf die Papierberge sehe, die sich während meiner Amtszeit Blatt auf Blatt und Faszikel auf Faszikel emporgetürmt haben. Alle diese wichtigtuenden Aufzeichnungen . . . waren sie überhaupt das Papier und die Tinte wert? Und die Frage erdrückt mich, ob nicht vielleicht ein flatterndes Blättchen, auf das ein Poet acht klingende Zeilen geschrieben hat, zu einem reicheren Segensborn für die Menschheit werden kann, als alle Aktenweisheit unserer Staatsarchive . . . Ich weiß nicht, ob ich die Dinge zu groß sah, als ich noch unten stand, oder ob ich sie jetzt zu klein sehe, nun ich vom Gipfel wieder zur Talsohle niedersteige? Aber ich glaube, erst jetzt ist mein Auge auf die richtige Sehlinie eingestellt. Wem Gott ein Amt nimmt, dem gibt er auch den Verstand wieder.

* *
*

Welche Lehren ich aus meinen politischen Beobachtungen schöpfen werde, um sie strebsamen Beamten als ein Vermächtnis zu hinterlassen? Nur eine einzige, und sie braucht den klugen Herren kaum erst empfohlen zu werden. Denn sie besteht nur in der Wahrnehmung,

daß alle politischen Rechte und Freiheiten, die wir besitzen, einer Beamtenlaufbahn niemals so förderlich sein können, wie die Bereitwilligkeit, darauf zu verzichten ... Und diese Lehre steht ja längst in Goldbuchstaben in dem Merkbuch jedes Regierungsassessors, der an der modischen Krankheit des Karrierenfiebers leidet. Bisweilen erlischt dieses Fieber auch nach dem Auszug aus dem Ministerhotel noch nicht — denn wer heute geht, kann schließlich morgen oder übermorgen wiederkommen ... Ich weise diesen Gedanken weit von mir ab! Denn die Erfahrung hat mich gelehrt, daß man zwar dem kommenden Mann mit zärtlichem Vertrauen, aber dem wiederkommenden Mann mit gesteigerter Bitterkeit entgegentritt ... Nein, mein Ruhestand ist ein endgültiger. Meine Entlassung als Minister wird morgen amtlich bekannt werden; meine Wiederernennung zum Menschen kann nur eine Frage der Zeit sein.



Die Ehrenschuld



Der schöne Park des Palasthotels Lido in Riva ist der Ort der überaus bescheidenen Handlung. Die plaudernden Personen sind Maud, Harriet und Edith — drei junge Amerikanerinnen, die sich zu einer gemeinschaftlichen Reise durch Italien vereinigt haben. Sie kommen soeben vom Bahnhof in Riva zurück und gehen wortlos und nachdenklich durch den großen Garten bis an den Uferrand.

Maud (rückt sich einen Rohrsessel ans Ufer und blickt melancholisch auf den See hinaus).

Harriet (setzt sich auf ein kleines Taburett neben sie und sucht ihr mit schalkhaftem Lächeln die Gedanken vom Gesichte abzulesen).

Edith (setzt sich etwas abseits von den beiden und stützt ihren Kopf in die Hände).

Maud (mit einem leichten Seufzer): Nun wären wir also wieder allein!

Harriet: Ganz allein!

Maud: Auf uns selbst angewiesen! Allein mit unseren Träumen und unseren Narreteien.

Harriet: Und nun können wir auch einmal wieder

etwas Ordnung in unsere Reisepapiere bringen. Wie ist es denn mit der letzten Wochenrechnung?

Edith: Ich habe sie bezahlt.

Harriet: Die meinige auch?

Edith: Auch die deinige. Mein Gott, das ist doch so ausgemacht zwischen uns. Ich bezahle immer für uns alle drei . . .

Maud: Und wenn wir wieder nach New York zurückgekehrt sind, dann rechnen wir ab.

Harriet: Ich glaube, es war sehr gescheit, daß wir in dieser Weise die Rollen unter uns verteilt haben. Ich bin euer Kurier, der immer für Unterkunft und Fahrgelegenheit zu sorgen hat . . .

Maud: Ich habe das Ein- und Auspacken der Koffer und Körbe übernommen und tue das, wie ihr mir bezeugen werdet, mit der größten Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit. Du aber, Edith, bist unser Zahlmeister.

Edith (mit sonderbarem Ernst): Und auch meine Gewissenhaftigkeit werdet ihr nie zu tadeln haben!

Maud (nach einer längeren Pause): Und so wären wir denn wirklich wieder allein . . .

Harriet: Ja! . . . Fort ist er!

Maud: Schade!

Harriet: Jammerschade!

Maud: Und es schien mir fast, als ob der Abschied auch ihm nicht ganz leicht wurde.

Harriet: Hast du das auch bemerkt?

Maud: Als wir ihm auf dem Bahnhof unser Gruppenbild in dem silbernen Rahmen überreicht haben, den wir für ihn haben machen lassen, da war er merkwürdig bewegt.

Harriet: Beinahe sentimental.

Maud: Und es klang ganz ehrlich und ernsthaft, gar nicht wie ein gedrechseltes Abschiedskompliment, daß er die Tage in Riva in dauerndem Andenken behalten würde.

Harriet: Und wir werden es auch.

Maud: Bei Gott! Das werden wir! Nicht wahr, meine liebe Edith?

Edith (zögernd): O ja! . . .

Maud: Der gute Baron Fred . . . Was war das für ein liebenswürdiger Gesellschafter!

Harriet: Besonders seitdem das Eis endlich zwischen uns gebrochen war.

Maud: Ich hätte nie geglaubt, daß ein preußischer Leutnant, selbst wenn er sich in Zivil verkleidet und dadurch der bürgerlichen Bescheidenheit mehr genähert hat, so zurückhaltend sein könnte.

Harriet: Ja, das kommt daher, weil man sich

auf dem Kontinent hier augenscheinlich von der Sprödigkeit der Amerikanerinnen ganz übertriebene Vorstellungen macht. Man kann es nicht begreifen, daß drei junge Mädel ganz ohne die Begleitung einer bezahlten Ehrendame die Fahrt über den großen Teich machen und sich mit offenen Augen ein bißchen die Welt begucken wollen.

Maud: Man glaubt, daß man uns behandeln muß, wie es in den Briefunterschriften immer heißt: Mit ausgezeichneter Hochachtung!

Harriet: Und in dieser Hochachtung ist auch der gute Baron Fred anfangs stecken geblieben.

Maud: Es ist ja auch in Europa das Märchen verbreitet, daß jeder kühnere Flirt mit einer amerikanischen Miß sofort zur Heirat verpflichtet.

Harriet (lachend): Vielleicht hat ihn das abgeschreckt.

Maud: Als aber endlich die ersten Fäden angeknüpft waren, bei der gemeinschaftlichen Barkenfahrt in Torbole . . . wie hat er sich für uns aufgeopfert seitdem!

Harriet: Was er uns an den Augen absehen konnte, hat er getan.

Maud: In der Ponaleschlucht war er unser Führer und hat uns ganz unten am Wasserfall Veilchen gepflückt.

Harriet: Bei der kleinen Reunion, der einzigen, die wir hier erlebt haben, hat er sich die Lunge aus dem Leibe getanzt . . .

Maud: Dir, liebe Edith, hat er die neuesten Wiener Walzer und Märsche vorgespielt . . .

Harriet: Er war unser Cicisbeo.

Maud: Er war unser Fremdenführer.

Harriet: Er war unser Vergnügungskommissar — und unerschöpflich war er in der Erfindung von Zerstreuungen für uns unruhigen Geister.

Maud: Was mich dabei am meisten in Erstaunen gesetzt hat, ist die Bescheidenheit, die er immer bewahrt hat. Nie hat er uns auch nur durch einen verlangenden Blick beleidigt, ganz im Gegensatz zu den andern jungen Herren, die uns auf der Reise begegnet sind. Nun ja. Wenn junge Mädchen allein reisen, so werden sie ja von ihren Wandergenossen als freie Beute betrachtet, und jeder kühne Jüngling streckt die Hand nach ihnen aus, als wenn er einen amtlich beglaubigten Kaperbrief in der Tasche hätte.

Harriet: Unser guter Fred dagegen . . . wie zurückhaltend war er, nicht wahr, Maud?

Maud: Als wenn er den sagenhaften Ruf der preußischen Leutnants, die ja nicht gerade durch ihre

Schüchternheit berühmt sind, hätte widerlegen wollen. Nicht wahr, Edith?

Edith: Gewiß . . . gewiß . . .

Maud: Und doch ist es gerade das, was mich in meinem Gewissen einigermaßen beunruhigt.

Harriet: Ja, wieso denn, mein Schatz?

Maud: Siehst du, Harriet: Ohne Zweifel hat doch auch unser lieber Fred stille Hoffnungen gehegt, die er nur zu diskret war, uns auszusprechen. Wenn ein junger Mann gegen drei junge Damen so aufopfernd gefällig ist, dann tut er es nicht ausschließlich ihrer schönen Augen wegen. Irgend ein kühner Traum lebt in seinem Herzen und macht ihm das Blut warm.

Harriet: Und du meinst, daß auch Fred . . .?

Maud: Gewiß ist es ihm doch nicht entgangen, daß wir jung und hübsch sind! Wir aber hatten uns von Hause aus in aller Stille entschlossen, ihm das zu verweigern, was er, ebenfalls in aller Stille, ersehnt hat. Ein stummes Versagen haben wir dem schweigenden Verlangen entgegengesetzt. Und dennoch haben wir täglich von seiner Liebenswürdigkeit die Gaben entgegengenommen, für die wir keine Gegengabe gewähren wollten. Findest du nicht, Harriet, daß wir da ein wenig inkorrekt gehandelt haben?

Harriet: Ja, das will mir eigentlich auch so scheinen. Es war beinahe etwas unanständig von uns, daß wir so anständig geblieben sind!

Maud (lebhaft bestätigend): Natürlich! Hinter unserer Ehrbarkeit verschanzt, wie hinter einer uneinnehmbaren Mauer, haben wir uns jede Freundlichkeit gewähren lassen, ohne von unserer Seite auch nur das geringste dafür zu bieten. Nichts, aber auch gar nichts! Und ich schäme mich jetzt, daß wir uns unter diesen Umständen nicht schon früher gänzlich zurückgezogen haben ... Nun ja! Wir würden uns doch sonst von niemandem auf der Erde freihalten lassen. Weder bei der Table d'hote, noch im Theater, noch auf der Eisenbahn. Vom Baron Fred aber haben wir uns freihalten lassen! Mit Liebenswürdigkeiten hat er uns regaliert. Mit Aufmerksamkeiten hat er uns überfüttert. Und wir haben niemals daran gedacht, uns zu revanchieren ... Findest du nicht auch, Edith, daß wir da eigentlich, wie man hierzulande sagt, schändlich genassauert haben?

Edith (zögernd): Ich finde, daß ... (sie stockt).

Maud: Nun, so sprich doch!

Harriet: Du bist doch die Klügste von uns dreien.

Edith: Ich finde also, daß ihr recht habt, vollkommen recht! Jawohl! Wir haben uns vom Baron Fred mehrere Wochen lang, wie ihr es so korrekt ausgedrückt habt, mit Liebenswürdigkeiten freihalten lassen. Aber ihr braucht euch trotzdem keine Gewissensbisse zu machen, denn ich ... ich habe getan, was auf unserer ganzen Reise meines Amtes ist ...

Maud (erstaunt): Ja, was denn?

Harriet: Um Gottes willen, was denn?

Edith: Ich habe für uns alle drei bezahlt!

Maud (sieht sie mit aufgerissenen Augen und offenem Munde an).

Harriet (schlägt die Hände über dem Kopf zusammen).

Edith (sieht verschämt auf den See hinaus).

Das Gespräch ist zu Ende, und der Lauscher hinter der Efeuwand schreibt es rasch in sein Notizbuch, um vom Gardasee eine menschliche Urkunde mitzunehmen.



Der Raisonneur



Aber was ist denn mit Ihnen geschehen, lieber Baron? Man sieht Sie ja seit undenklichen Zeiten nicht mehr da, wo man Sie sonst an jedem Tag gesehen hat. Wann sind wir uns zum letzten Male in unserm Klub begegnet?"

„Ich spiele nicht mehr."

„Ihre prachtvollen Jagdgründe sollen Sie, wie ich höre, verpachtet haben?"

„Ich jage nicht mehr."

„Ich habe sogar Ihren Namen in dem Arbeitsausschuß der Automobilausstellung vermißt."

„Ich autle nicht mehr."

„Ja, verzeihen Sie, was machen Sie denn da mit Ihren ungewöhnlich zahlreichen Mußestunden?"

„Ich habe eine neue Lieblingsbeschäftigung gefunden, die meine ganze Zeit in Anspruch nimmt und mir unbändigen Spaß macht."

„Und das wäre?"

„Ich spiele im Leben die Rolle des Mannes, der in französischen Lustspielen — auch wenn sie in

deutscher Sprache geschrieben werden — die Aufgabe des Raisonneurs zu erfüllen hat ... Sie wissen ja doch, welche Gestalt man mit diesem Namen ein- für allemal gestempelt hat?"

„Aber nur zu gut. Das ist der Mann aus dem neuen Lustspiel, der die Stelle des Vertrauten in der alten Komödie übernommen hat. Er hat mit der Handlung selbst nichts zu tun und will für seine eigene Person nichts erstreben, sondern stellt sich als ein Muster von Selbstlosigkeit nur seinen Freunden zur Verfügung. Er zerbricht sich von der ersten bis zur letzten Szene die Köpfe der andern und ist nur mit fremden Sorgen beschäftigt. Er ist der Ratgeber aller Bedrängten und der Führer aller Verirrten, denen er stets eine bequeme Wegmarkierung für die Rückkehr zum Glück schafft. Er leiht seinen Verstand allen denjenigen, die ihren eigenen verloren haben, und er ist zu diesem Zweck von dem Autor mit einer unwahrscheinlichen Fülle von Geist ausgestattet, den er durch die Dauer des Abends in kleinen Likörgläsern auszuschenken hat. Kurz, er ist wie der Automat Kingfu, der einst ganz Europa in Erstaunen gesetzt hat: Er weiß alles, er kann alles, er tut alles ... Und wenn er jeden glücklich gemacht hat, dann verabschiedet er sich mit einer gelenkigen Verbeugung

und zieht sich mit weltmännischer Diskretion von der Bühne zurück, auf der er nichts mehr zu tun hat."

„Ganz richtig! Den Mann meine ich! Und es ist mir auch bekannt, daß kritische Ketzerrichter die ganze Gestalt angefochten haben. Sie soll unlebendig sein und ‚Theater' im schlechtesten Sinne. Nach meiner Meinung ist dieser Vorwurf vollkommen ungerechtfertigt. Wie denn? Unlebendig der Mann, der keine andre Freude hat und keinen andern Beruf kennt, als seine Erfahrungsschätze für andre auszumünzen? Aber gerade das Gegenteil ist der Fall. Die Freude am Klugreden und der Hang, gescheite Ratschläge zu erteilen, ist in Wahrheit einer der zwingendsten Triebe des Menschenherzens. Wir würden ja doch alle vor Langerweile bald umkommen, wenn wir uns um nichts bekümmern wollten, als um unsere eigenen Angelegenheiten. In fremde Stuben zu gucken, in fremde Schicksale zu greifen, fremde Entschließungen durch guten Rat zu beeinflussen, und dann, wenn der Rat sich wirklich erprobt hat, vor dem Lebensglück eines andern mit einer gewissen selbstgefälligen Autorfreude sich zu sonnen . . . glauben Sie mir, das ist die menschlichste aller Menschlichkeiten. Und das empfinde ich gerade jetzt, wo ich das Amt des Raisonneurs nahezu berufsmäßig übernommen habe. Es hat sich eine

förmliche Sprechstunde bei mir ausgebildet; und Auswärtige berate ich sogar brieflich. Da kommt irgend ein junger Dachs, der nicht aus noch ein weiß und einen Rettungsgürtel braucht — den geb' ich ihm. Es kommt irgend ein unbesonnener Novize aus dem Klub, der am Spieltisch sich angeschossen hat und Geld braucht —"

„Das geben Sie ihm."

„Ich denke nicht daran! Aber ich schicke ihn trotzdem nicht mit leeren Händen wieder nach Haus. Aus dem Reichtum meiner Erfahrungen bekommt er ein paar lehrreiche Grobheiten mit auf den Weg, die ihm zuerst die Schamröte ins Gesicht, aber dann die Vernunft wieder in den Kopf treiben."

„Mit einem Wort — Sie gefallen sich jetzt in der Rolle jener betagten Lustspielhelden, welche von dem Tage an die guten Lehren geben, wo sie nicht mehr die schlechten Beispiele geben können?"

„Leider wahr! Und ich sage Ihnen, daß in meinem Privatissimum Wahrheiten zu Gehör kommen, die Sie in Kompendien und Philosophiebüchern vergebens suchen werden. Denn hier handelt es sich um eine Weisheit, die nur durch tausend Dummheiten erworben werden kann. Man muß sie durch Reue, Schulden und Gichtanfälle erkauft haben! Freilich —

mit der landläufigen Biedermännermoral haben die Ratschläge, die aus solcher Erfahrung quellen, nichts gemein."

„Vielleicht erfreuen und bekehren Sie mich durch einige Beispiele aus Ihrer Praxis?"

„Mit Vergnügen! Sehen Sie, ich bin eine Art weltlicher Beichtvater geworden, der seine Beichtkinder aber nicht dadurch beeinflußt, daß er ihre Sünden erhorcht, sondern nur dadurch, daß er seine eignen berichtet. Ein großer Teil meiner Klienten wird natürlich durch Verlegenheiten zu mir getrieben, die wir in der Jugend alle durchgemacht haben. Geld, Geld und wieder Geld! Das ist das Leitmotiv der meisten Unterredungen; und wissen Sie, was ich den jungen Leuten rate?"

„Vermutlich, sich mit ihren Einkünften zu begnügen und keine Schulden zu machen?"

„Das befolgen sie ja doch nicht. Im Gegenteil rate ich ihnen, nur nicht zu wenig Schulden zu machen, denn das wäre das Schlimmste. Ich weiß nicht, ob ich den Ausspruch irgendwo gelesen habe, oder ob er auf meinen eigenen Beeten gewachsen ist — wahr ist es auf jeden Fall, daß die kleinen Schulden wie Steine sind, die uns ins Wasser ziehen, die großen aber wie Schwimmblasen, die uns darüber hinweg tragen. In dem Gläubiger, der nur wenig zu fordern hat, besitzen wir einen Plagegeist, der uns quält und peinigt; in

dem andern aber, dem wir eine mächtige Summe schulden, haben wir einen zärtlichen Freund gewonnen, der über unser Leben und unsere Gesundheit wacht wie ein Vater! Und wer es vollends bis zum Multimillionär im Minus gebracht hat, gehört schon zu den Mächtigen dieser Erde."

„Sie haben ja wunderbare Theorien!"

„Eine andre Gruppe meiner Klienten setzt sich aus Ehemännern zusammen, die mir ihre ängstlichsten Geheimnisse anvertrauen. Ja, ja, lieber Freund! Es gibt so manchen Trauring, der für den oberflächlichen Blick noch im ersten unversehrten Goldglanz schimmert; betrachtet man ihn aber genauer, so entdeckt man einen ganz schmalen Riß, und wenn diese Bruchstelle nicht sofort sachverständig behandelt wird, dann springt eines Tages der ganze Reif auseinander. Ich habe die Reparatur von halb geborstenen Trauringen zu meiner Spezialität gemacht."

„Da werden Sie aber viel zu tun haben!"

„Erst gestern kam einer unserer gemeinschaftlichen Bekannten zu mir und hat mir mit verlegenem Stammeln bekannt, daß ein Freund des Hauses sich allzu eifrig um die Gunst seiner Gattin bewirbt. Der Hitzkopf wollte den ungestümen Bewerber zum Zweikampf fordern und aus der Welt knallen."

„Selbstverständlich haben Sie es nicht gestattet?"

„Und zwar einfach deshalb nicht, weil zur Beseitigung eines Hausfreundes kein Mittel unzweckmäßiger sein kann, als ihn zu töten. Den lebendigen Verführer kann man eines Tages durch Klugheit oder Güte aus dem Herzen einer Frau verdrängen, den toten aber wird man nie wieder los! Er würde die Empfindung eines Weibes für immer beherrschen und sich im ganzen Schutz seiner Unsichtbarkeit in dem Hause festsetzen, aus welchem man ihn verjagen wollte."

„Und welches Mittel haben Sie also unserm gemeinschaftlichen Freund empfohlen?"

„Es gibt nur ein einziges, und das ist das System des unlauteren Wettbewerbes! Er muß dem Verführer, der ihn bedroht, alle seine Künste ablauschen und ihn an Liebenswürdigkeit übertreffen. Er muß vergessen, daß er auf die Gunst seines Weibes ein legitimes Recht hat und sie mit Bräutigamseifer täglich neu zu erobern suchen, bis es ihm geglückt ist, wieder der Geliebte seiner Frau zu werden, nachdem er schon jahrelang ihr Gatte gewesen ist. Sie dürfen es meiner eigenen Erfahrung glauben, daß jedes andre Rezept gegen Hausfreunde in das Gebiet des Geheimmittelschwindels gehört. Und wenn die Moralisten darüber murren, so sage ich Ihnen, daß es eine Moral für Städte unter zehntausend Ein=

wohnern gibt und eine zweite für Weltstädte. Nur aus dieser schöpfe ich meine Ratschläge."

„Gehören auch Frauen zu Ihrer Klientel?"

„Leider nein! Mein Ruf, der trotz meiner grauen Haare noch immer so schmeichelhaft schlecht ist, steht Schildwache vor meiner Junggesellenwohnung und läßt keine Frau der Gesellschaft über die Schwelle. Bisweilen werde ich aber wie ein berühmter Arzt zu einem Konsilium berufen, und erst gestern habe ich in einem Frauenboudoir mich an einem Familienrat beteiligen dürfen. Es hat sich um eine ziemlich verzwickte Frage gehandelt. Der Bruder der Gnädigen, einer unserer bekanntesten Rechtsanwälte, hat seit Jahren, wie alle Welt weiß, ein Verhältnis mit einer jungen Sängerin, die sich ihm in der ersten Unbesonnenheit der Jugend hingegeben, aber inzwischen die gesellschaftlichen Demütigungen empfinden gelernt hat, die mit einem freien Liebesbund verknüpft sind. Und so hat denn der Anwalt den Entschluß gefaßt, sie zu heiraten. Sie können sich denken, wie diese späte Umkehr auf seine Schwester gewirkt hat."

„Hoffentlich ist sie in der Tiefe ihres Herzens erfreut darüber, daß ihr Bruder einer so ehrenwerten Regung des Gewissens nachgegeben hat?"

„Aber ganz und gar nicht! Sie vergessen die gesellschaftlichen Verlegenheiten, die sich aus dieser Ehe-

schließung ergeben müssen. Die Geliebte des Bruders konnte ignoriert werden, aber die ehemalige Geliebte will empfangen sein und von allen Rechten der Legitimität Nutzen ziehen, nachdem sie alle Freuden der Illegitimität ausgekostet hat ... Ja, da gibt es keine Ursache zum Kopfschütteln. Die Gesellschaft hat wie ein Klub bestimmte Statuten. Sie mögen gerecht oder ungerecht sein, aber wer eintreten will, muß sich ihnen unterwerfen. Und wie die Dinge liegen, verzeiht es die Gesellschaft allenfalls, wenn irgend jemand eine anständige Frau zu seiner Geliebten macht, aber man kommt in Verlegenheit, wenn jemand seine Geliebte zu einer anständigen Frau macht."

„Und wie haben Sie das Problem gelöst?"

„Durch ein Kompromiß, wie alle solche Probleme gelöst werden. Ich habe zu einer möglichst ausgedehnten erotischen Hochzeitsreise geraten — zum mindesten nach Westindien oder Port Said. Kehrt das junge Paar dann nach Monaten zurück, so haben vielleicht auch die Liebevollsten sich ausentrüstet. Denn die Gesellschaft wehrt sich nur gegen die drohenden Tatsachen, aber sie beugt sich den vollzogenen."

„Sie sollten wirklich ein Pädagogium für Erwachsene begründen. Eine solche Unterrichtsanstalt fehlt uns."

„Das werde ich auch, wenn mein Raisonneurtrieb sich

noch weiter entwickeln sollte. Für heute muß ich mich aber verabschieden, da meine Sprechstunde herannaht in der ich vielerlei Besuch zu erwarten habe. Da ist ein Sportsman, dem ich helfen soll, seinen nur allzu siegreichen Stall aufzulösen, denn seine wunderbaren Jockeys und seine unvergleichlichen Pferde drohen, allmählich ihn an den Bettelstab zu siegen. Da ist Baron Minck, der soeben sein Jahr abgedient hat und von mir erfahren will, ob er jetzt ein mittelmäßiger Maler oder ein glänzender Dragonerleutnant werden soll? Lauter Dinge, die mich nicht das geringste angehen und die mich eben deshalb so ausbündig interessieren."

„Und wollen Sie, der aller Welt rät, nicht auch mir einen guten Rat hinterlassen?"

„O ja! Wenn Sie wieder einmal in einem neuen Lustspiel den alten Raisonneur auftreten lassen und die Kritiker Ihnen mit Recht den so beliebten Vorwurf machen, daß die Gestalt nicht im Leben wurzelt, so führen Sie die Herren schleunigst zu mir, damit ich mich als lebendiges Beispiel des Theaterraisonneurs vorstellen kann . . . Und damit Adieu!"

Ich werde nicht ermangeln, von dieser gütigen Erlaubnis Gebrauch zu machen.



Aus zweiter Hand



Als ich vor einiger Zeit in Berlin der ersten Aufführung einer Operette beiwohnte und die Vorstellung eben begonnen hatte, öffnete sich die Tür der gegenüberliegenden Loge, und eine auffallend hübsche Dame rauschte herein, die sofort durch ihren prächtigen, spitzenbesetzten Theatermantel die Blicke der Frauen auf sich lenkte.

In ihrer Begleitung befand sich mein alter Klubfreund Baron Lotze, der mit seinem immer vorbildlichen Frack und der tief ausgeschnittenen weißen Seidenweste mit den Lapislazuliknöpfen den Logenrand gefällig garnierte. Seine Begleiterin war augenscheinlich eine jener vorurteilslosen Damen, die ... die ... wie sage ich nur? ... die von den Zinsen ihrer Zärtlichkeit leben. Eine diskrete, aber gewissenhafte Besichtigung, der ich sie durch das Opernglas unterzog, hatte ein erfreuliches Ergebnis. Zwar waren ihre tizianroten Haare von einer so ehrlichen Falschheit, daß niemand getäuscht werden konnte, aber aus dem vollen, von einem strahlenden Lächeln durchleuchteten Gesicht

blitzte viel herzhafte Daseinsfreude und kapriziöse Lebendigkeit in die Welt ... Eine Wissende, die den Wissenden lachte.

Als ich im Zwischenakt ins Foyer eilte, kam mir Baron Lotze schon auf halbem Wege entgegen:

„Ich wußte, daß die Neugier Sie zu mir führen würde. Sie wollen natürlich erfahren, wer meine hübsche Begleiterin ist?"

„Wenn es nicht indiskret wäre?"

„Aber ich bitte Sie! So zarte Rücksichten werden hier nicht gefordert. Also ausnahmsweise weder Ballett noch Operette."

„Sondern ...?"

„Eine freie, lebenslustige Frau, die vergnüglich von ihren Renten lebt."

„Will sagen: Von den Renten der andern?"

„Auch das!"

„Dann erlauben Sie mir eine Frage, die Sie bei unseren vertrauten Beziehungen nicht verletzend finden können. Sie haben mir manchmal gestattet, Ihnen in gelegentlichen Bedrängnissen freundschaftlich zur Seite zu stehen und Ihnen das zu bieten, was Sie so gern einen kameradschaftlichen Schluck aus der Feldflasche nannten. Sie haben mir mehr als einmal bekannt, daß der größte Teil Ihrer Einkünfte durch die Äußerlich-

keiten verzehrt wird, die Sie für nötig halten, um die Fassade Ihres Lebens' schmuck und sauber zu halten — und ich gebrauche da wieder eine Ihrer Lieblingswendungen. Aber, bester Freund, wie machen Sie's dann nur möglich, stets so kostspielige, galante Beziehungen zu unterhalten? ... Das muß ja doch ein Heidengeld verschlingen."

„Nicht so viel, wie Sie glauben," erwiderte der Baron mit einem verschmitzten Lächeln. „Man muß sich nur auch da etwas ökonomische Selbstbescheidung auferlegen. Wissen Sie, das ist gerade, wie ..."

Er machte eine Pause, um ein Gleichnis zu suchen.

„Das ist gerade, wie ..." fuhr er dann fort, „nun wie mit den kostspieligen illustrierten Zeitungen, Monatsschriften und Revuen, die in den Kaffeehäusern aufliegen, und die sich natürlich nicht jeder gönnen kann. Aber wenn sie von den Stammgästen durchgelesen sind, dann werden sie an sparsame Leute, die auf den Reiz der Neuheit keinen entscheidenden Wert legen — sie werden an geduldige Leser, die ihre Zeit abwarten können, im Subabonnement billig abgegeben."

„Nun, und Sie —?"

„Ich bin ein Subabonnent der Liebe! ... Und wenn es natürlich auch nicht die frischesten Nummern sind, die ich bekomme — von etwas älterem Datum

und mit merklichen Gebrauchsspuren ... immer noch lesenswert! Mein Wort darauf!"

Die elektrische Klingel schrillte jetzt in unser Geplauder und rief uns wieder auf unsere Plätze. Aber das Wort von dem „Subabonnenten der Liebe" ist mir im Gedächtnis hängen geblieben. Und seltsam! Seitdem ich es gehört habe, sehe ich überall, wo ich mit argwöhnischem Spürsinn Umschau halte, verstohlene Subabonnenten ... Menschen, die ein Leben aus zweiter Hand führen und in ihren Köpfen nur Meinungen bergen, welche die abgelegten und überjährigen Gedanken von andern sind. Ja, manchmal frage ich mich demütig, ob wir nicht alle, die wir die geistigen Erben von Jahrhunderten sind, nur noch aus zweiter Hand leben, urteilen, empfinden können? Nur den größten Forschern ist es alle hundert Jahre einmal gegönnt, die Jungfernschaft einer Erkenntnis zu genießen ... und vielleicht ist unsere ganze Gesellschaftsordnung nur die Subabonnentin einer Kultur von gestern und ehegestern, die längst nicht mehr wahr ist.



Das Denkmal im Gebirge



Wollt ihr die Geschichte eines schlichten Mannes hören? Eines schmucklosen Helden, dem seine Heimatgenossen ein Denkmal in den Bergen gesetzt haben? So lade ich euch ein, mich auf einer Fahrt ins Tännengebirge zu begleiten. Doch keine modische Hetzreise soll es werden, sondern eine gemächliche Wanderung, bei der wir mit bewundernden Augen alles umfassen wollen, was die Felsen mit ihren faltenreichen Steinmänteln umschließen.

* * *

Otto Julius Bierbaum hat von einer Automobilfahrt, die er von Berlin nach Neapel in verständig sanftem Tempo und mit vorsichtiger Eile zurückgelegt hat, ein Wort mit heimgebracht, das sich mir unwillkürlich ins Gedächtnis gekerbt hat: „Lerne zu reisen, ohne zu rasen!"

Das Wort ist merkenswert und wurde zur rechten Zeit gesprochen. Ich möchte es in das Giebelfeld jedes Bahnhofs mit steinernen Lettern eingemeißelt sehen. Ich wünschte es als Motto jedes Kursbuchs

und jedes kombinierten Fahrscheinheftes, auf dem Titelblatt jedes Reiseführers, über der Tür jedes Einkehrhauses zu finden — denn es ruft uns eine Mahnung zu, die in unserer Zeit der Geschwindreisen nicht oft genug wiederholt werden kann. Reisen wir denn überhaupt noch? Es will mir scheinen, daß das gewohnte Wort, in welchem ursprünglich etwas von der Wanderpoesie der Karawane mitgetönt hat, jetzt kaum mehr am Platze ist. Wir lassen uns befördern, aber wir reisen nicht mehr. Das Ziel wird auf Kosten des Weges erreicht. Was an den Fenstern des Eisenbahnwagens an landschaftlichen Schönheiten vorüberzieht, von flatternden Rauchwolken überschleiert, gibt kaum einen schattenhaften Allgemein-Eindruck. Bisweilen bohrt sich die Straße, die wir durchmessen, in den Bauch der Felsen. Die Umgebung verschwindet völlig unseren Blicken, und wir werden genötigt, in dem herrlichen Bilderbuch, das die Natur vor uns aufschlägt, manche der schönsten Seiten zu überblättern. Oder wir durchjagen die Erde auf dem Automobil und glauben, eine Heldentat vollbracht zu haben, wenn wir in jeder Stunde 60 km mit Benzindüften überstänkern. Was wir unterwegs an Naturschönheiten gesehen haben — könnten, das erfahren wir erst später zu Hause aus

den Ansichtskarten, die wir von jeder einzelnen Station vorsorglich an unsere Freunde gesandt haben . . .

„Auf der Erde Rücken rührt' ich mich viel," sagt Wagners Wotan. Für unsere Geschwindreisenden ist das Wort nicht gesprochen. Freilich sparen sie unendlich viel Zeit — aber wenn sie nur wüßten, was sie mit diesen Ersparnissen beginnen sollen! Für die meisten ist die ersparte Zeit, wie das ersparte Geld, ein totes Kapital, das durch den Verlust an Freuden erkauft wird. Die Stimmen mehren sich, die sich aus dem Fiebertempo unserer heutigen Blitzreisen nach der verweilenden Gemächlichkeit der Postkutschenzeit zurücksehnen, und für die Epikuräer des Wandertriebs wird die Wagenreise immer mehr die Bahnfahrt verdrängen. Die Eisenbahnwagen stampfen die Erde platt, über die ihre Räder rollen. Die Eigenart fremden Volkstums zeigt sich unverkrüppelt nur in den abseits gelegenen stillen Orten, in welche noch keine Lokomotivenpfiffe hineingellen.

Aus diesen Erwägungen heraus habe ich schon seit Jahren in mein regelmäßiges Sommerprogramm irgend eine Reise neben den Schienen aufgenommen — eine größere Distanzfahrt, für welche von Anfang an die Abschaffung der Eisenbahn beschlossen ist. Ich setze mich dann in ein leichtes Steirerwägelchen, das

mit seinen erhöhten Sitzen einen freieren Ausblick gestattet, und vertraue mich meinem bewährten Rosselenker an, der auf viele Meilen in der Runde Weg und Steg kennt und durch den Scharfsinn seiner Wetterprognosen jeden Meteorologen beschämt. Irgend eine Überhastung habe ich von ihm nicht zu befürchten. Denn die Gäule, die er mir stellt, sind zwar selbst auf gebuckelter Straße und auf steil ansteigenden Bergwegen ausdauernd und zuverlässig, aber jedes Strebertum liegt ihnen fern; und ich darf sagen, daß sie in unserer Zeit des Karrierenfiebers eine rühmliche Ausnahme bilden. Das ist das richtige Tempo für eine Fahrt, bei welcher sich die Augen begierig in alle Verborgenheiten und stillen Reize versenken wollen, die das Gebirge mit seinen steinernen Wellen umschließt und die in den Klüften des Gewändes oft überraschend hinter einer Felsfalte aufsteigen. Was ich an alpinem Volkstum kennen gelernt, was ich von dem frischen Brunnenrauschen der Gebirgssprache belauscht habe, ich verdanke es diesen Wagenausflügen. Und ich verdanke ihnen zuletzt die Kenntnis eines Denkmals in den Bergen, das auf der Paßhöhe von Lueg einem schlichten und tapferen Manne errichtet ist und das, von den Abhängen des Tännengebirgs umschlossen und auf übereinander getürmten Fels-

blöcken emporgerichtet, in der Großnatur der Berge einen Sockel gefunden hat, wie er nur selten einem Denkstein gegönnt war.

* * *

Das Ziel meiner dreitägigen Distanzfahrt war diesmal das liebliche Zell am See, von welchem ich zum Kesselfall-Alpenhaus und dann zum Moserboden emporsteigen wollte, der von dem weithin gestreckten Schneerücken des Kitzsteinhorns und den Schroffen des Wiesbachhorns überwölbt wird und uns ohne sonderliche Wegmühe einen unmittelbaren Einblick in die Eiskapellen der Gletscher gestattet. Von weitem winkt das Haupt der Glocknerin mit dem leuchtenden Stirnband.

Mein Weg führte mich zuerst durch das Gosautal, dessen einförmige Stille erst belebt wird, wenn plötzlich bei einer Biegung der Straße von den Donnerkogeln, die den überraschenden Talschluß bilden, einer nach dem andern die spitzen Felsenfinger hoch emporspreizt, bis die ganze vielzackige Felskette vor den erstaunten Blicken sich entblößt hat und mit ihren scharfkantigen Türmen etwas von dem herben Formenreiz der Dolomiten in den Frieden der Landschaft hineinträgt. Im übrigen schien es mir bestimmt zu

sein, auf diesem Weg die Mannigfaltigkeit zu bewundern, mit welcher die Natur das Wassermotiv im Gebirgsbild mit erfinderischer Kunst verwertet und immer neu wendet. Bald hängt sie dünne Wasserfäden wie ein feines Gespinst an eine Felskuppe und läßt sie das Gestein wie mit einem zarten Schleier überrieseln; bald streicht sie die Fluten zu einem großen hellgrünen Stromband glatt, das die Landschaft in zwei künstlerisch gegliederte Hälften sondert, wie der farbige Strich auf der Landkarte. Ich sah gluckernde Rinnsale über Kiesel plätschern, und temperamentvolle Wildquellen, die plötzlich und unvermutet zwischen Farrenwedeln und Geröll entsprudeln. Ich stieg bei Abtenau in die Lammerklamm hinunter und sah den Fluß wie eine Blindschleiche durch die Krümmen der engen Felsgasse gleiten. Ich bestaunte bei Golling das große Naturwunder dieses Orts und das Wanderziel vieler Neugierigen: Die mächtigen Gollinger Fälle, die in drei Stürzen aus unheimlicher Höhe zu Tal poltern und ihre blitzenden Tropfensäulen wie die Strahlen eines Kunstbrunnens immer neu emporschleudern.

Und als ob es der nassen Schauspiele noch nicht genug gewesen wäre, stieg ich endlich am Eingang zum Paß Lueg zu den vielberühmten Salzachöfen

hinunter und beobachtete das merkwürdige Schauspiel, wie sich ein Strom, der erobernd aus den Bergen entsprungen, den Weg in das Tal erzwingt, das mit seinen Felswänden wie mit Festungswällen verteidigt ist. Aber es gibt keine Wehr gegen die Urgewalt dieses Eroberers, die im Gestein tiefe Mulden auswäscht und breite Furchen in die Felsen reißt, bis er endlich wie ein fröhlicher Sieger durch eine breite Einfallspforte ins Tal schreitet, aus dem ihn nun keine Menschengewalt mehr vertreiben kann . . .

Zögernd riß ich mich los von diesem Schauspiel. Gemächlich stieg ich zur Paßhöhe wieder empor, und als ich den letzten Schritt getan hatte, stand ich plötzlich und überrascht vor einem so schlichten wie herzbewegenden Kunstwerk. Einen schönen Hirtenknaben sah ich in der alten Tracht des Pongauer Landes, der mit der einen Hand seinen breitkrämpigen Hut wie schützend über das Salzburger Landeswappen hält und mit der andern die Edelraute, den Lorbeer der Berge, zum Bildnis Josef Strubers emporstreckt, das in den höchsten Block einer Felspyramide eingefügt ist. „Den Landesverteidigern des Pongaus im Jahre 1809 und ihrem Führer Josef Struber"... so lautet die phrasenlose Inschrift. Und wenn es wahr ist, daß die Steine reden, so war's mir, als

ob dieser Denkstein im Dialekt redete . . . in der heimatlichen Mundart der Alpen, die gerade für norddeutsche Ohren etwas so unwiderstehlich Gewinnendes hat. Kein großes Heldenepos ist es, das uns von dem Denkmal schlecht und recht erzählt wird. Es ist nur die Geschichte eines von vielen, und ihr Held ist einer jener bäuerlichen Krieger und Sieger, welche ihren Namen in die Geschichte der österreichischen Befreiungskämpfe stark und froh eingeschrieben haben.

* * *

Man braucht es nicht ausführlich wieder zu erzählen, wer Josef Struber gewesen ist und wie er dem hereinstürmenden Franzosenheer mit einer kleinen Schar von todesmutigen Schützen den Übergang über den Paß Lueg erschwert hat. Wer Genaues über die blutigen Tage erfahren will und über die strategische Bedeutung der Kämpfe im Tännengebirge, lese die treffliche Schrift, die der Oberst Gideon v. Maretich über Josef Struber veröffentlicht hat, oder das knapper gefaßte, mit volkstümlicher Frische und Wärme geschriebene Lebensbild, in welchem Ferdinand Lentner die Züge eines tapferen Mannes festgehalten hat. Wie Andreas Hofer war auch dieser Volksheld ein Gastwirt im Gebirge. Am südlichen Übergang der

Paßschlucht, hinter einem Mauerwall von unzugänglichen Felsen, wie in einem Kerker eingeschlossen, lag seine Gastwirtschaft zu Stegenwald. Damals fuhren, wie sein Biograph berichtet, in nahezu ununterbrochener Reihe über diese wildromantische Bergstraße die Postkutschen und Botenfuhrwerke, die Gasteiner Kaleschen, die Ochsengespanne der Katschtaler, welche Weine, Südfrüchte und Öl bis weiter nach Salzburg verfrachtet. Beim Struberwirt kehrten sie gern ein, denn sein Haus galt noch als eine der gastlichen Herbergen zwischen der Tiroler Landeshauptstadt und dem Salzburger Landl, wo ein guter Labetrunk und verständiger Rat zu finden war.

In den Zeiten der Fremdherrschaft waren diese versteckten Gebirgshäuser wichtige Zufluchtsstätten für Zagende und für Wagende. Hier entzündete sich an der Klage der Einen der Trotz der Andern. Freiheitsdrang und Bauernlist gaben sich in diesen felsumschlossenen Gebirgswinkeln ein Stelldichein, und der kriegskundige, waffenstarke Kapuzinerpater Joachim Haspinger tat damals den Ausspruch: „Ein gutes Wirtshaus ist mir lieber, als eine schlechte Festung.“

Josef Struber war einer der Tapferen, die in den Tagen der Gefahr am freudigsten ihr Leben für die Freiheit wagten. Ihm wurde die Aufgabe, am Bar-

tholomäustage des Jahres 1809 die Volksbewegung mit anzufachen, die bald das ganze Pongau wie ein fressendes Feuer ergriff und endlich den großen Sieg auf der Paßhöhe von Lueg ermöglichen konnte. Bäuerliche Helden haben eine eigenartige Munition zur Verfügung. Das Land, das ihnen alles in die Hände wachsen läßt, was sie brauchen, gibt ihnen auch die Verteidigungsmittel für ihre Freiheit. Aus dem Gestein der Berge reißen sie ihre fürchterlichen Waffen. Und als nach dem Rupertustage der Generalsturm beschlossen wurde und in der Frühe des 25. September die Schützen beim Verhau der Aschauerbrücke das verabredete Signal von zwölf Schüssen abgaben, da war es — so erzählt Ferdinand Lentner — als seien die alten Felswände des Gebirges lebendig geworden. Von den steilen und als unerklimmbar scheinenden Felsgraten, auf welche Josef Struber die Seinen auf nur ihm bekannten Wegen geführt hatte, stürzte eine Lawine von Felstrümmern und Baumstämmen auf die feindlichen Truppen nieder, und in der Länge des ganzen Straßenzuges fielen diese Katapulte des Gebirgskrieges mitten unter die Kolonnen und Munitionsgespanne. Es war ein grausamer Tag der Bauernrache, die sich wie eine lange zurückgepreßte Explosion in fürchterlichen Verheerungen entlud, und der in die

Felsen tief eingewühlte Flußlauf der Salzach mischte sich damals mit strömendem Menschenblut. Als aber die Verwirrung in den Reihen der Feinde am größten war, stürmte Josef Struber mit den Seinen durch Dickicht und Geröll auf das Kampffeld hinunter, und nun begann unter Führung des tapferen Mannes ein Heldenkampf von Mann gegen Mann, der mit dem Rückzug der Feinde endigte.

Auf die Tragödie folgte auch diesmal das Satirspiel. Es begann in dem Augenblick, als nach der Wiederherstellung des Friedens dem Generalkommissariat in Werfen die Zahlungsanweisungen vorgelegt wurden, die Josef Struber den Verkäufern von Blei und Pulver gegeben hatte. Amtsdünkel und Pedantengrillen haben hier eine lustige Rolle gespielt, und in einer köstlichen Entscheidung des Generalkommissariats findet sich der hübsche Satz, daß dem wackeren Matthias Rechreiter, Pulvermacher in Golling, für seine Lieferung an Josef Struber nur dann eine Zahlung geleistet werden könnte, „sofern er würde nachweisen können, daß die Abgabe des Pulvers an die Tiroler und Werfener auf Verlangen des Landgerichts oder unter Gutstehung der Ausschüsse geschehen sei . . .“ Und nun denke man sich einen Truppenführer, der in den Stunden der Not erst nachzuforschen hätte,

ob ihm die Munition, die er braucht, „auch unter Gutstehung der Ausschüsse verkauft wird . . .“

Josef Struber hat auf die großen Stunden seines Lebens noch manchen bitteren Tag folgen sehen. Gefangenschaft, Körperpein, Vermögensverfall . . . nichts Menschliches ist ihm erspart geblieben. Aber er erlebte auch den Tag der Belohnung. An der gleichen Stelle der Paßhöhe, die er mit seiner tapferen Schar verteidigte, wurde ihm im Jahre 1818 durch den Grafen zu Welsperg-Raitenau im Namen des Kaisers Franz das Ehrenkreuz auf die Brust geheftet und eine Urkunde übergeben, die ihn durch einen lebenslänglichen Gnadengehalt von jeder Sorge befreit hat. Und an eben dieser Stelle wurde 1898 das Denkmal enthüllt, um welches die Berge einen so mächtigen Rahmen spannen.

* *
*

In der Tat eine Skulptur im Volkston. Ein in die Felsen gehauenes Trutzlied, quellenrein und gebirgsfrisch und eben deshalb auch für denkmalmüde Augen von so erobernder Eigentümlichkeit. Der Künstler, der es geschaffen, Hubert Spannring, hat seine volkstümliche Aufgabe richtig erfaßt und jede Heldenpose, jede versteinerte Phrase vermieden. Ein

Wahrzeichen der Heimatliebe, hebt sich das Monument aus dem Immergrün der tiefdunklen Wälder und bringt uns sofort in eine persönliche Beziehung zu dem Manne, den es feiern will. Josef Struber hat nicht das Nachweltsglück von Andreas Hofer gehabt. Die Aureole der Volkstümlichkeit umstrahlt ihn nicht so hell, wie den Tiroler Kämpfer, der noch heute in Wort und Lied wie gegenwärtig unter uns atmet. Aber er war, wie dieser, einer jener einfachen Volkshelden, wie sie uns in der Neuzeit der Burenkrieg wieder menschlich so nahe gebracht hat — eine jener entschlossenen Naturen, die in der entscheidenden Stunde alles an alles setzen und jede Opfertat mit einem stillen Gradsinn, mit einer lautlosen Selbstverständlichkeit vollbringen, die ihnen in nicht allzu weiter Entfernung einen Platz neben den großen Menschen sichert.

Gern ließ ich mir von meinem Reisegenossen die Taten und die Kämpfe Josef Strubers berichten. Bewegten Herzens streute ich eine Handvoll Gentianen vor das Denkmal. Aber als mein Wagen schon die Paßhöhe überschritten, zwang es mich, noch einmal zurückzuschauen — und als ich mit einem letzten Blick den frischen Burschen streifte, der mit seiner Edelraute zum Knauf der Felsen emporzudeuten schien,

da quollen mir unwillkürlich die Schiller-Worte ins Gedächtnis, die den ganzen Freiheitsmut des Hochlands atmen und wie aus dem tiefsten Edelkern des Gewändes geschürft sind: „Was Hände bauten, können Hände stürzen — dies Haus der Freiheit hat uns Gott gebaut.“ . . . Und mir war's, als winkte mir der Pongauer Knabe den Gruß der Berge nach: „Pfird' di Gott!“



Der Sommermensch



„Ist das nun Ihr ehrlicher Ernst, Doktor? oder wollen Sie uns nur eine jener paradoxen Spielereien bieten, mit welchen Sie uns gelegentlich zu hänseln belieben?"

„Aber nein! Es ist mein voller Ernst."

„Gut! Also präzisieren wir! Sie behaupten, daß die zwei Seelen, die nicht bloß dem Doktor Faust, sondern jedem von uns in der Brust wohnen, durch den psychologischen Einfluß der Jahreszeiten geformt werden?"

„Stimmt!"

„Sie behaupten weiter, daß in jedem von uns ein Sommermensch und ein Wintermensch steckt, die zwei völlig verschiedene Ausgaben unseres Ich darstellen und nur äußerlich als eine Einheit erscheinen — etwa wie zwei Teile eines Buches, die von einem Einband umschlossen werden?"

„Richtig, das behaupte ich."

„Und Sie gehen sogar noch weiter. Sie wollen uns glauben machen, daß der Sommermensch die geschmackvollere und anmutsreichere Edition unseres Selbst ist, während der Wintermensch eine zwar nicht entartete, aber doch vielfach entstellte Varietät der Gattung darstellt.“

„Sie haben mich vollkommen richtig verstanden! Und wird denn diese Beobachtung nicht oft und oft schon dadurch bestätigt, daß uns unsere Sommerbekannten, denen wir im Bad oder im Gebirge unter dem überredenden Einfluß des guten Wetters und einer schönen Umgebung soviel Geschmack abgewonnen haben, eine bittere Enttäuschung bereiten, wenn sie uns im Winter wieder vor die Augen treten? Dann erst empfinden wir, daß etwas von dem Blumenduft des Sommers auch an den Menschen hängen geblieben war. Ist diese Duftwelle von ihnen abgeflossen, so ist damit alles verflüchtigt, was uns besiegt und gewonnen hat. Denn wie das Sonnenlicht, wenn es sich breit und grell auf die Rücken der Berge und der Felsen lagert, ihre Umrisse auflöst und ihre Linien verdeckt, so umhüllt die Sommersonne auch die Ecken und Kanten unseres Charakters.“

„Ein gewagtes Gleichnis, das Sie uns zu beweisen haben werden.“

„Beweist es sich nicht durch jeden Blick in die Runde? Wir haben heute nahezu dreißig Grad Zelsius. Die Luft ist schwer und stockend. Kein Windhauch bewegt sie. Das Blätterwerk der Linde, das uns sonst, vom Westwind bewegt, soviel zitternde Schatten und Arabesken auf die Decke des Gartentisches zeichnet, hängt reglos und verschmachtet von den Zweigen. Die Sonne malt auf den Moosboden des Waldes breite Goldstreifen. Das Auge wendet sich ab von so viel schneidender Helligkeit. Aber wieviel Schönheit schafft und mehrt dieses Licht! Wie ist die ganze Runde von diesen lachenden Strahlen überschmückt mit Freude und Anmut! Und nicht anders ist's mit den Menschen rundum. Der Sommer trifft uns alle mit springenden Lichtern, die erstaunlich kosmetisch wirken. Er läßt Liebenswürdigkeiten aus uns herausblühen, die uns im Winter niemand zugetraut hätte."

„Und wie erklären Sie sich diese erfreuliche Metamorphose, die wir in der Ferienzeit durchmachen?"

„Eben aus der Ferienzeit selbst! Es ist der Zauberstab des Dolcefarniente, der uns verwandelt. Denn darin liegt die Hauptursache für die schmückende Kraft des Sommers, daß er Arbeitsmaschinen in Menschen zurückformt. Im Winter sind wir alle

mehr oder weniger Berufssklaven. Die einen, weil sie müssen; die andern, weil sie wollen. Von der Pflicht und der Notwendigkeit sind die einen beherrscht, vom Ehreifer und dem Schaffensdrang die andern. Unser ganzes Sinnen und Trachten ist im Winter von den Berufspflichten eingekreist wie eine belagerte Festung. Erst der Sommer lockert den Gürtel. Jetzt tauen alle verschneiten Gefühle in uns auf und Freudenquellen sprudeln empor, die der Winter lieblos verschüttet hatte. Die Stunde, die endlich von dem wuchtenden Bleigewicht des Arbeitszweckes befreit ist, gibt den Menschen wieder an sich selbst zurück. Das Gesetz der Trägheit kommt zu seinen lange vorenthaltenen Rechten. Der alte Urstand der Natur kehrt wieder! Wir strecken uns behaglich auf der Bärenhaut aus und lassen uns die Sonne fröhlich in den Hals scheinen. Wir erteilen uns selbst Audienz und wundern uns, wieviel wir uns noch zu sagen haben. Wir schwelgen in dem ganzen Glücksgefühl der Selbstbefreiung und schmiegen uns träumerisch an die Erinnerung und an die Hoffnung. Denn der Sommer macht Poeten aus uns allen."

„Kurz, der Müßiggang wirkt nach Ihrer Meinung veredelnd auf den Menschen?"

„Das ist allerdings meine gefestete Überzeugung — und allen Vertretern der Lasttier-Philosophie, allen moralischen Fronvögten ins Gesicht behaupte ich: die Arbeit entstellt! und der Fleiß ist unästhetisch! Und wie die physische Arbeit uns Schwielen und Furchen in die Hände reißt, so gibt es auch seelische Deformationen, die nur durch unsere Tätigkeit verschuldet werden. Und darum ist mir der Mensch in den Ferien ein erhöhter Mensch. Zumal, wenn ihm eines Tages an einem stillen Weiher hoch oben, an einer plaudernden Wildquelle oder einem schweigsamen Waldwinkel die Erlösungsstunde leuchtet, wo ihm alle Wichtigkeiten seines Lebens plötzlich so namenlos gleichgültig werden und alle übersehenen Gleichgültigkeiten so inhaltsreich und bedeutsam. Denn der Sommer hat auch eine berichtigende Kraft, die den Dingen ihr natürliches Maß zurückgibt.“

„Mit einem Wort: Es lebe das holde Nichtstun! Und um so höher sei es gepriesen, weil es eine Kunst ist, die auch der Trägste erlernen kann.“

„Glauben Sie das nicht, meine Gnädigste! Es gehört viel Fleiß dazu, um sich zu einem vollendeten Faulenzer auszubilden! Vielleicht darf ich mich einmal ausnahmsweise selbst zitieren und Ihnen aus einem Prosagedicht, zu welchem mich in meinem ersten

freien Sommer das Dolcefarniente entflammt hat, einige Zeilen vorlesen?"

„Ich bitte."

„Dolcefarniente! . . . Liegt nicht etwas wie Mandolinenklang, wie der Lockruf eines Gondelliedes in dem Wort? Ein schwüler Wohllaut rinnt aus seinen Silben nieder. Es tröpfelt uns wie Mohnsaft auf die Augen und nimmt uns mit einem Zauber gefangen, gegen den es kein Widerstreben gibt. Das Wort ertönt . . . und plötzlich ist das Uhrwerk der täglichen Arbeit ausgehoben. Der hastige Zeigerschritt des Strebens, das uns von einem Ziel zum andern treibt, macht gehorsam Halt. Es legt sich uns auf die heiße Stirn wie eine weiche mütterliche Hand, und wir fühlen etwas wie einen Vorgeschmack jener letzten Ruhe, die wir den Tod nennen und die doch nichts andres ist als ein ewiges Dolcefarniente, das uns am Ausgang der Endlichkeit in seinen wohligen Frieden einschließt . . . Es ist in das italienische Wort die ganze Poesie des Müßigganges eingebettet, die ihr Symbol in der Hängematte findet, welche sich zwischen blühenden Bäumen schaukelt und in der wir uns nur ausstrecken, um durch die Lücken der grünen Kronen hindurch in die blaue Unendlichkeit des Himmels zu starren. Leichte Wolken ziehen durch

das Luftmeer wie gleitende Kähne, und ins Schlepptau hängen wir ihnen unsere Hoffnungen und unsere Träume. Aber für die Stunden der Gegenwart, die es uns spurlos entführt, entschädigt uns das Dolcefarniente durch die Stunden der Vergangenheit, die es uns wiedergibt. Auf einsamen Spaziergängen sind sie unsere Begleiter. Und wie vor den Augen des Sterbenden in einem großen traumhaften Wandelbild das ganze Leben vorüberzieht, so wird uns auch im Dolcefarniente die entsunkene Zeit wieder lebendig. Die Stunden von einst treten vor uns hin — die einen mit vollen, die andern mit leeren Händen. Wir messen in einsamer Selbstschau unser Wollen an unserm Vollbringen. Und darum ist es nicht wahr, daß der Müßiggang der Anfang aller Laster ist. Er kann auch das Ende aller Weisheit sein. Er kann die geweihte Sonntagsruhe der Seele werden."

„Sie fangen allmählich an, mich wirklich glauben zu machen, daß wir selten etwas Besseres tun, als wenn wir nichts tun! und daß der Sommermensch der reinere Mensch ist!"

„Er ist es schon deswegen, weil er sich endlich einmal gleichsam Haut an Haut mit der Natur berührt. Mögen unsere städtischen Sommergäste im Gebirge oder an der See auch durch die Verkrustungen

des Stadtlebens für das Naturschöne noch so unempfänglich geworden sein; mögen in den Entzückungen unserer Gebirgsschwärmer noch so viele falsche Untertöne mitschwingen; mag manchen auch nur ein hohler Sportehrgeiz auf die Höhen treiben; mag sich in den Sommertagen der Modengeck in einen Lodengeck verwandeln und die Bartbinde selbst in das Glocknerhaus mitnehmen . . . gleichviel! Die Natur entläßt keinen, der in ihre heilenden Quellen taucht, ohne eine Gabe des Segens, die des Sommers köstlichste Spende wird."

„Und so läge denn Poesie und Tiefsinn in der Trivialität, daß man die Lebensjahre eines Menschen nach seinen Sommern zählt?"

„Jawohl! Tiefsinn und Poesie liegt in diesem Sprachgebrauch! Mir wenigstens ist bei der Fahrt durch dieses Erdental der Winter stets nur wie ein langer Tunnel zwischen zwei Sommern erschienen, von denen der eine noch in das Eingangstor hineindämmert, während der andre schon von fern verheißungsvoll herüberschimmert . . . Denn nur die Sommer zählen in unserem Leben!"



Kaiser Josefs Brieftasche



Der alte Herr hatte sich allmählich so in die Hitze gesprochen, daß er schließlich auch vor abenteuerlichen Paradoxen nicht zurückschreckte und seinen Sermon mit der feierlichen Beteuerung abschloß:

„Und auf die Gefahr hin, daß Sie mich für einen rückständigen alten Pfahlbürger erklären, bekenne ich Ihnen offen, daß ich mit allen meinen Wünschen und Anschauungen noch im Theater von ehemals wurzle und mir mit aller Sehnsucht meines Herzens die Zeit zurückwünsche, wo alle Schicksalswirren und düsteren Konflikte in der letzten Szene plötzlich durch die Brieftasche des Kaisers Josef zur Genugtuung der Hörer ihre erfreuliche Lösung gefunden haben."

„Das kann doch nicht Ihr Ernst sein?" scholl es von allen Seiten.

„Sie wollen uns mit einer der eigensinnigen Hyperbeln necken, an welchen Sie so viel Gefallen finden," warf ich selbst ein.

„Oder könnten Sie wirklich," rief ein junger Schauspieler, der an unserem Stammtisch seine erste Gastrolle gab, „die Zeit wieder herbeisehnen, wo uns eine

platte Schmeichelkunst auf der Bühne ein Leben vorgespiegelt hat, das es nie gegeben hat?"

„Ja, das könnte ich! Allerdings!" knurrte der Alte. „Und eben das ist es, was mir die Bühne zu meiner Jugendzeit so lieb gemacht hat. Die Theaterkunst hat uns damals neben die wirkliche Welt ein Wunderland gebaut, wo die Guten belohnt und die Schlechten bestraft wurden und wo in unerbittlicher Einfachheit das Gesetz von Schuld und Sühne geherrscht hat. Damals konnten sich die Zuschauer noch rasch und sicher in den Werken zurechtfinden, die man ihnen vorführte. Die ewigen und einfachen Gefühle wurden in uns wachgerufen, die in jedem geraden Herzen schlagen — und wir brauchten, um die Dichter zu verstehen, nicht die modernen Spiralseelen zu besitzen, die aus den verschlungensten psychologischen Gewinden zusammengesetzt sind. Wir wollten getäuscht werden, und wir wurden getäuscht! Und wir haben es den Schauspielern und den Dichtern nur Dank gewußt, wenn sie uns recht überzeugend getäuscht haben."

„So, und der moderne Wahrheitsmut?" . . .

„Soll mir gefälligst vom Halse bleiben! Er hat mir die ganze Freude an der Bühne verdorben, mag er sich nun in dem Innerlichen der dargestellten Werke oder in dem Äußerlichen der szenischen Ausrüstung offen-

baren. Denken Sie doch freundlichst einmal an die Sterbeszenen von ehemals und von heute! Da wurde früher dem verlöschenden Bühnenhelden im richtigen Augenblick der bequeme Sterbestuhl hingerückt, auf dem er in Schönheit sein Leben aushauchen konnte. Und das tat er denn auch immer nach den zarten Regeln des ästhetischen Schamgefühls, das alle häßlichen physischen Vorgänge dem Auge der Menschen entzieht. Heute erspart mir der sterbende Schauspieler keine einzige von allen Zuckungen und Krämpfen. Die Bühne wird zum Hospital, und über dem Entsetzen, das der körperliche Vorgang wach ruft, wird mir der Gedanke an das tragische Schicksal verkümmert, das ich doch in erster Linie hier veranschaulicht sehen wollte. Geht mir mit diesen realistischen Augenblicksphotographien, die ihr in irgend einem Lazarettzimmer abgeknipst habt! Und zum Henker auch mit allen andern Verstümmelungen, die euer pedantischer Wirklichkeitssinn in das Bühnenbild hineingetragen hat! Wenn ehemals auf dem Theater ein Dienstbote herbeigeklingelt werden sollte, dann brauchte der Schauspieler nur die immer bereitstehende Tischklingel in die Hand zu nehmen, und beim ersten leisen Anschlag der Glocke schnellte bereits die Mitteltür auf und der Diener oder das Hausmädchen war im Augenblick zur Stelle. So verlange ich es in gut geleiteten Bühnen-

häusern! Das nenne ich Ordnung und Pünktlichkeit! Wenn aber heutzutage auf den elektrischen Taster gedrückt wird, dann wird dem Diener erst Zeit gelassen, den weiten Weg aus der Küche über den Korridor durch das Speisezimmer in den Salon zu durchmessen, und es entsteht eine jener leeren und toten Pausen, mit denen jede Aufführung jetzt durchlöchert wird, wie ein Sieb. Ehemals fand im Theater nur eine einzige größere Pause statt, und zwar im Zwischenakt. Jetzt gibt es immer sehr viele Pausen und zwar in den Akten selbst ... Und auf diesen Fortschritt seid ihr noch stolz! Und rühmt euch dieser Stimmungstümpel, in welchen die Handlung regungslos stehen bleibt!"

„Sie können doch aber unmöglich leugnen, alter Herr, daß die bedürfnislosen Augen einer früheren Generation nicht mehr unsere Augen sein können! Wir haben uns einen geschärften Blick angewöhnt für alles, was von der Wirklichkeit abweicht, und darum kann bei uns eine Kunst, die Illusionen wecken und festhalten will, nicht mehr mit den derben und durchsichtigen Lügen von ehemals arbeiten, sondern muß mit der feinsten List ihre Täuschungen wahrscheinlich zu machen suchen."

„So! ... So! ... Da waren wir also alle nur Idioten, als wir zur Zeit des alten Burgtheaters die höchsten künstlerischen Entzückungen unseres ganzen Lebens ge-

nossen haben, denen sich nie mehr etwas ebenbürtig an die Seite gestellt hat! Damals hat kein Mensch daran gedacht, daß ein Zimmer schließlich auch auf der Bühne mit einem Plafond gedeckt sein muß. Gemalte Sofitten hingen herunter und wackelten bei jedem Luftzug. Bücherschränke und Uhren waren an die Wand gemalt, und die ganze Pappdeckelwelt, in die wir hineinblickten, wollte sich für gar nichts andres geben als sie war! Aber innerhalb dieser falschen Wände hat sich eine echte Kunst offenbart. Durch ihre innerste Wahrhaftigkeit hat sie auch den Widerstrebenden gezwungen, nicht mehr nach rechts und nach links zu sehen, sondern nur atemlos an den Lippen der Schauspieler zu hängen und an ihren beredten Mienen und an ihrem nie wieder gesehenen Miteinanderspiel. Damals haben wir Töne vernommen, in welchen man das menschliche Herz klopfen hörte ... und wenn wir zu Lobrednern der Echtheit wurden, so haben wir damit gewiß nicht die Echtheit der Möbel und Kleiderfetzen gemeint."

„Aber, lieber Herr," warf jetzt wieder der junge Schauspieler ein, „das ist doch nur ein Trugschluß, in den Sie sich verrannt haben. Oder glauben Sie im Ernst, daß unsere verehrten alten Meister im Burgtheater von ehemals schlechter gespielt hätten, wenn der szenische Rahmen ein besserer gewesen wäre? Und daß wir Modernen auf

diesem Gebiete wertvolle Fortschritte gemacht haben, die den malerischen Sinn und den geschulten ästhetischen Geschmack erfreuen müssen, das zum mindesten werden Sie doch zugeben?"

„Aber ich leugne," erwiderte der alte Herr, „daß alle diese Fortschritte das erreicht haben oder jemals erreichen werden, was ihr in eurem Nüchternheitsdelirium für das Wichtigste haltet — nämlich uns eine Kongruenz von Bühne und Wirklichkeit vorzutäuschen. Im Gegenteil! Je augenfälliger die Übereinstimmungen in Einzelheiten sind, die ihr erklügeln könnt, um so lebhafter wird der Widerspruch des Auges gegen alle Inkongruenzen, die noch übrig bleiben. Seit ihr die modernen Wohnungen mit wirklichen Holztüren, die lebenstreu in ihren Angeln knarren, vor mir auf dem Theater aufgebaut habt, bemerke ich überhaupt erst, daß das Bühnenzimmer nur drei Wände hat. Und wenn ihr mir in den Garten der Portia wirkliche Kameliensträucher und eine lebendige Magnolie stellt, dann beginnen erst meine erstaunten Blicke wahrzunehmen, daß in eben diesem Garten gemalte Cypressen stehen ... Wenn ihr mir die Lagunen von Venedig mit ihren vielen Brückenwölbungen auf einem gut gemalten Prospekt vor die Augen rückt, so freue ich mich an dem schönen Theaterbilde, dem meine eigenen venetianischen Erinnerungen noch die letzte Wahrheit geben, die ihm viel-

leicht gefehlt hat. Spannt ihr aber eine wirkliche Brücke über die Bühne, so kann ich die mit einigen Silberflittern benähte dunkle Gaze, über welche der Steg sich hinwölbt, unmöglich für Wasser halten. Und wenn ich trotzdem so gefällig bin, dann muß ich es unbegreiflich finden, daß dieses Wasser nicht über den Souffleurkasten hinweg ins Parkett fließt ... Als ihr die Straßen von Venedig noch mit gemalten Häusern eingesäumt habt, ist meine Illusion willig mitgegangen. Wenn ihr mir aber die Fassaden plastisch hinstellt mit wirklichen Pfeilern und Balkons, so vermisse ich sofort mit Erstaunen die Dächer auf den Häusern und die Schornsteine auf den Dächern und den Rauch über den Schornsteinen ... Kurz, ihr kommt über die Kompromisse des Bühnenscheines mit euren verschmitzten und anspruchsvollen Äußerlichkeiten ebensowenig hinweg wie die primitive Theaterkunst von ehemals, und der unüberbrückbare Abgrund zwischen Bühne und Wirklichkeit bleibt nach wie vor bestehen, wieviel müßige Scheinkunst ihr auch aufwendet, um ihn weniger fühlbar zu machen."

„Sie bekennen sich also als unverbesserlichen Lobredner der alten Zeit?"

„Ja, das tue ich," erwiderte der alte Herr, „selbst wenn ihr mich als überjährigen ‚Theatraliker' bis in den Grund eurer tiefsten Seele hinein verachtet! Ich lobe mir die

Zeit, in der die Türen auf dem Theater keine Klinken hatten und immer wie mit Geisterhänden geöffnet und geschlossen wurden. Ich lobe die Zeit, in der auch die Bühnenwälder nicht aus wirklichen Bäumen bestanden haben und nicht mit einem prahlenden Grasteppich bedeckt waren. Dafür gab es aber damals noch Schauspieler, die in der Stimmung nicht die Deutlichkeit zugrunde gehen ließen. Es gab eine Vortragskunst, die uns unverlierbare Melodien ins Ohr geschrieben hat. Es gab Stücke voll farbiger Handlung und bunter Abenteuer. Es gab in der Führung der Begebenheiten eine volkstümliche Logik, der jedermann folgen konnte, und die sich auch dem unverbogenem Empfinden verständlich aufgeschlossen hat. Es gab ein Auf und Ab von Spannungen und Lösungen, das den Zuschauer dauernd in Atem hielt — und wenn die Not einmal am größten war, dann gab es schließlich die rettende Brieftasche des Kaisers Josef, die in dieser schönen Fabelwelt allein mitleidsvollen Herzen eine ersehnte Befreiung bot. Mir ist sie zum Symbol einer leider abgestorbenen Theaterepoche geworden, und darum rufe ich noch einmal: Gebt mir die Brieftasche des Kaisers Josef wieder!"



Der Theaterhut



Verehrte gnädige Frau! Der Absender dieser Zeilen ist der Ihnen unbekannte Herr, der gestern bei einer Erstaufführung im „Neuen Theater" die Ehre hatte, hinter Ihnen in der zweiten Reihe der Loge zu sitzen, deren Vorderrand Sie mit Ihrer Anmut und Schönheit so entzückend garniert haben. Gestatten Sie mir, Ihnen über die Eindrücke dieses denkwürdigen Theaterabends einen kurzen kritischen Bericht zu unterbreiten . . .

In den ersten drei Szenen also hatte ich einen wirklich ungetrübten Genuß. Die Bühne war in ihrer ganzen Ausdehnung frei vor meine Blicke gebreitet, und von meinem erhöhten Logenstuhl aus konnte ich alles überschauen, wie von einer wolkenfreien Aussichtswarte. Die Möglichkeit dieses freudigen Genießens wurde mir dadurch geboten, daß Sie, meine verehrteste Gnädige, noch nicht anwesend waren. Sie beliebten, erst bei Beginn der vierten Szene im Theater zu erscheinen und durch das Knarren der Logentür, das Rauschen Ihrer Kleider und das Rücken der Sessel aus den Reihen der gespannt aufhorchenden Zuschauer einige leise Proteste hervorzurufen. Ich für

mein Teil bin galant genug gewesen, um die Notwendigkeit Ihres späteren Erscheinens voll zu begreifen. Wenn man einen so schönen erdbeerfarbenen Theatermantel hat, den man erst vorn in der Loge von der Schulter nimmt, um ihn mit lässiger Eleganz auf die Stuhllehne gleiten zu lassen, so ist man selbstverständlich verpflichtet, zu spät zu kommen, um die Aufmerksamkeit auf dieses Schaustück hinzulenken. Ich habe es auch keineswegs rücksichtslos gefunden, daß Sie, immer noch vor mir stehend, mit bedächtiger Langsamkeit aus Ihrem Perlenpompadour zunächst das Opernglas, die Bonbonniere und das Spitzentaschentuch herausnahmen und alles mit geschultem Ordnungssinn auf die Logenbrüstung vor sich hinlegten, ehe Sie sich entschließen konnten, Ihren Platz einzunehmen. Aber endlich saßen Sie doch! Und nun hätte ich vielleicht wieder die Vorgänge auf der Bühne verfolgen können, wenn nicht meine schöne Aussicht plötzlich wie durch einen schwarzen Nebelwall versperrt gewesen wäre, als hätte sich ein riesiger Fremdkörper zwischen mich und die Bühne geschoben . . .

Sie erraten sicherlich, daß dieser Fremdkörper der schwarze Samthut war, den Sie auf Ihr kapriziöses Köpfchen aufgestülpt hatten, und der auf einem Bau von Schleifen, Blumen und Tüllwolken sich in die

Höhe streckte, als wenn er mit dem Straßburger Münster in unlauteren Wettbewerb treten wollte. Ich war in den ersten drei Szenen schon so nahe daran gewesen, zu der Bühne und dem neuen Stück in vertrauliche Beziehungen zu treten. Ihr Hut hat es nicht mehr gestattet — denn „eine Würde, eine Höhe entfernte die Vertraulichkeit"! Ich machte wiederholt den Versuch, ein wenig nach rechts zu rücken, um durch die schmale Lücke zwischen Ihnen und Ihrem Gatten wie durch eine Schießscharte auf die Szene zu schauen, aber gerade in solchen Augenblicken hatten Sie die liebenswürdige Caprice, sich ebenfalls nach rechts zu neigen, und wie zwei Menschen, die sich auf der Straße einander ausweichen wollen und beide immer nach der gleichen Richtung hin sich bewegen, so sind auch unsere Köpfe stets nach der gleichen Richtung gependelt ... Vergeblich blieb mein Bemühen, vom Bühnenbild noch irgend einen, wenn auch noch so bescheidenen Ausschnitt zu erhaschen. Ich versuchte schließlich eine Gewaltmaßregel und stand auf, um über Ihren Hut hinweg mich vorzubeugen, aber ich hatte meine Rechnung ohne seine steil emporstrebenden Reiherfedern gemacht, die mich neckisch am Augenlid kitzelten. Sie haben so vieles, meine Gnädigste, was in die Augen sticht — mußten Sie

auch noch Ihre Aigretten zu diesem Zweck in Bewegung setzen?

Ich gebe zu, daß das Stück zum Sterben langweilig war und daß ich somit nicht viel verloren habe. Aber man will sich im Theater doch wenigstens mit Hilfe des Autors und der Schauspieler langweilen! Das ist das Mindeste, was man als Zuschauer beanspruchen kann. Mir aber wurde jeder Verkehr mit dem Kunstwerk durch die üppigen Dimensionen Ihres Federhuts unmöglich gemacht. Ich stand den ganzen Abend hindurch im Zeichen des Verkehrshindernisses — und ich dachte an den Schmerzensruf Melchthals: „Sterben ist nichts, doch leben und nicht sehen, das ist ein Unglück!"

Mußte es sein? Ist es eine Notwendigkeit für die Damen, ihre höchsten Hüte im Theater auszustellen? Und würde es das Maß erlaubter Ansprüche übersteigen, wenn man von unsern verehrten Mitbürgerinnen erwartet und erwünscht, daß sie die Hüte draußen in der Garderobe ablegen, oder sie gänzlich verbannen und durch einen luftigen Theaterschleier ersetzen? Das ist also die große Frage, die mich seit meinem gestrigen Theaterbesuch beschäftigt, und die ich nicht bloß an Sie, sondern auch noch an einige andre Damen der Gesellschaft in einem Rundschreiben richte. Ich bin ein ganz wohlerzogener Europäer, der gern alles er=

trägt, was schöne Frauen sich in den Kopf setzen. Aber was sie sich auf den Kopf setzen, geht wirklich bisweilen über das Maß des Erträglichen hinaus... und darum bitte ich Sie herzlichst, meine Frage nicht unwirsch in den Papierkorb zu werfen, sondern sie einer reiflichen Erwägung würdig zu halten und mich mit Ihrer Antwort bald zu erfreuen.

Inzwischen drücke ich auf Ihre kleine Hand die wenigen Küsse, die darauf Platz haben, und bleibe in aufrichtiger Verehrung Ihr

Logennachbar.

* * *

Rohrpostantwort.

Wie?... Wirklich? Hab' ich recht gelesen?
Ist's ernst gemeint? Ist's Übermut?
Ein Himmnis ist für Sie gewesen,
Ein „Nebelwall" mein neuer Hut?

Ein Nichts, aus Tüll und Samt gewoben.
Darauf der Blick bewundernd ruht,
Ein Launenspiel, zur Kunst erhoben —
Ein Herbstgedicht ist dieser Hut.

Sie hätten gestern nichts gesehen?
So klagen Sie mit Zornesglut.
Ich kann die Klage nicht verstehen:
Genug, Sie sahen meinen Hut.

Um froh ein Kunstwerk zu betrachten
Geh'n ins Theater Sie ... nun gut!
Sie fanden gestern, was Sie dachten —
Denn dieses Kunstwerk war mein Hut.

Und schied er Sie vom Bühnenspiele,
So zähmen Sie Ihr heißes Blut!
Ein Stück wie gestern gibt es viele,
Doch einzig ist mein neuer Hut.

Constanze M...

*　　*
*

Sehr geehrter Herr!

Ihr Rundschreiben ist nicht bloß mir, sondern auch einigen befreundeten Damen zugestellt worden, die ebenso wie ich im Westen Berlins wohnen, wo er am westlichsten ist. Ich habe sofort eine Protestversammlung zu Miericke einberufen — Sie kennen ja die berühmte Konditorei in der Tauenzienstraße — und dort haben wir im Hinterzimmer bei Apfelkuchen und Schlagsahne den Inhalt Ihres Schreibens mit erschöpfender Gründlichkeit durchberaten. Ich kann es Ihnen leider nicht verschweigen, daß sich unsere Versammlung zu einem Entrüstungsmeeting gestaltet hat. Viele erregte und zornflammende Reden wurden gehalten, die ich Ihnen aus Schonung nicht sämtlich mitteilen will. Erlauben Sie mir, Sie nur mit den

bedeutungsvollsten rhetorischen Kundgebungen bekannt zu machen:

Isolde Merz: Meine verehrten Freundinnen! Ich muß euch bekennen, daß ich in dem Rundschreiben, über das wir heute beraten, nur einen erneuten Beweis für die beispiellose Anmaßung der Männer erblicke. Offenbar gehört der Absender zu der Gruppe der Antifeministen, die den Frauen ihre natürlichsten Rechte verkürzen wollen. Was denn? Wir sollen auf unsere schönen Theaterhüte deshalb verzichten, weil irgend ein hinter uns sitzender Unbekannter nicht genug von der Bühne sehen kann? Ja, meine verehrten Freundinnen, wann hätten wir jemals ähnliche Ansprüche zu erheben gewagt? Wer von uns hat nicht schon im Parkett hinter einem Mann gesessen, der zu den sogenannten Sitzriesen gehört! Ist es uns deshalb eingefallen, ihn im Zwischenakt zu fragen, ob er nicht freundlichst seinen Kopf in der Garderobe abgeben will? Von uns aber verlangt man's. Denn Hut und Kopf ist in der Tat bei jeder Dame, die Geschmack und Kunstsinn besitzt, zu einer ästhetischen Einheit zusammengewachsen — und in diesem Sinne wage ich die Behauptung: Wer uns unsern Hut nehmen will, der nimmt uns unsern Kopf . . . Ich habe gesprochen. (Allseitige Zustimmung.)

Hildegard Pfeil: Ich kann mich unsrer verehrten Freundin Isolde nur voll und ganz anschließen. Ich will den Tatbestand, über den unser ungenannter Gönner sich beklagt, durchaus nicht in Abrede stellen. Jawohl, unsre Hüte sind auf Befehl der Mode in diesem Herbst von ansehnlicher Höhe und werden noch manchem den Blick auf die Bühne versperren. Aber geht man ins Theater nur, um zu sehen? Man besucht es auch, um gesehen zu werden. Heute noch, wie zu Goethes Tagen, geben wir uns und unsern Putz zum besten und spielen ohne Gage mit. Wir leben in dem Zeitalter der dekorativen Siege. Für die glanzvolle Ausstattung der Bühne hat der Direktor zu sorgen; für die glanzvolle Ausstattung des Zuschauerraums aber sorgen wir. Und dazu brauchen wir unsre Hüte, ohne die unsre ganze Erscheinung so unvollständig wäre wie ein Dom ohne Kuppel oder wie eine Blume ohne Kelch. Und wenn in unsrer nörgelsüchtigen Zeit auch alles verkleinert wird, unsre Hüte werden wir nicht verkleinern lassen, meine Damen! Darin rechne ich auf Ihre allseitige Unterstützung.

Lilli Volkmar: Meiner Ansicht nach genügt es nicht, durch Worte gegen die abenteuerlichen Zumutungen zu kämpfen, die uns gestellt worden sind. Wir müssen uns zu einer ernstlichen Gegenwehr rüsten.

Der Weg dazu ist uns durch unsre kämpfenden Genossinnen vorgezeichnet worden. Es ist die Waffe des Massenstreiks, die wir schärfen und bereit halten müssen. Wir stehen und fallen mit unsern Hüten. Und will man diese aus dem Theater verbannen, so müssen auch wir fort bleiben. Der liebenswürdige Herr, der uns mit seinem Rundschreiben beehrt hat, mag dann ungehindert sämtliche Logen allein garnieren. Er wird dann alles Schöne auf der Bühne sehen, aber nichts Schönes mehr im Zuschauerraum; und ich glaube, daß man mir den Vorwurf der Selbstüberschätzung nicht machen wird, wenn ich behaupte, daß das Theater ohne Damen auch sehr bald das Theater ohne Männer sein wird . . .

Die Rednerin wurde einmütig beglückwünscht, und ich selbst bin mit der ehrenvollen Mission betraut worden, Ihnen das Sitzungsprotokoll zu überreichen. Ich hoffe, daß Sie in Ihrer Wohnung irgend einen Spiegel haben, hinter den Sie es nicht stecken werden. Trotzdem aber verbleibe ich mit geziemender Hochachtung

Käthe Goldbach.

* * *

Streng vertraulich.

Werter Herr Doktor!

Als alter Hausarzt der Kommerzienrätin Gundermann habe ich die freundschaftliche Mission übernommen, Ihr Zirkular zu beantworten und dem Zorn meiner hochverehrten Freundin möglichst beredte Worte zu leihen. Ich übe zum erstenmal einen Verrat an der Freundschaft und bekenne Ihnen ganz vertraulich: Sie haben recht, vollkommen recht. Aber eben deshalb haben Sie unrecht! Denn schönen Frauen gegenüber haben wir immer unrecht, wenn wir ihnen widersprechen — und ganz besonders dann, wenn wir recht haben!

Es scheint mir übrigens, daß Sie die Bedeutung des neuen Winterhutes in einem Frauenleben viel zu gering angeschlagen haben. Gestatten Sie, daß ich Sie an die Aussprüche von zwei Frauenkennern erinnere. Alphonse Karr hat einmal gesagt: „Wenn zwei Frauen sich auf der Straße begegnen, so brauchen sie dazu drei Hüte: Einen, den jede von ihnen trägt, und einen dritten, über den sie sich unterhalten.“ Von einem andern, etwas boshafteren Spötter stammt der Satz: „So mancher Frauenhut, der um eine Idee zu groß ist, sitzt auf einem Kopf, der um mehrere Ideen zu klein ist.“

Ich wage es nicht, selbst unter vier Augen mit Ihnen, mich einem so ketzerischen Herrn anzuschließen, aber ich rate, sich demütig den gegebenen Tatsachen zu unterwerfen. Lassen Sie unsern Frauen ohne Neid und Streit das zierliche Schmuckwerk und selbst die anspruchsvollen Überflüssigkeiten, an denen sich ihr Herz nun einmal erfreut — und glauben Sie es einem ergrauten Beobachter, daß man bei schönen Frauen schließlich lernt, über vieles hinwegzusehen . . . sogar über ihre Hüte! Und damit lassen Sie uns die Akten über diese Streitfrage schließen.

Herzlichst Ihr

Sanitätsrat Huschke.



Auf einem Kriegsschiffe



Die ängstliche Aufmerksamkeit der ganzen Welt war nach dem Gelben Meer gerichtet, wo die Küstenfestung Port Arthur wie ein düsteres Rätsel in den Ozean hinausstarrte. Alle Leuchtfeuer waren ausgelöscht. Die Bevölkerung hatte sich, so weit sie nicht zum Waffendienst berufen war, aus der bedrohten Hafenstadt entfernt. Wenn der Tag sich neigte, brütete gespenstische Finsternis über der Festung. Nur aus den Bastionen lugten die Mündungen der Geschütze hervor wie Raubtieraugen, und die Bemannung war in jedem Augenblick bereit, einen Regen von Geschossen weit über die Wellen zu streuen. Jeder Tag brachte in diesem schreckensvollen Schauspiel neue Befürchtungen und neue Überraschungen . . . und man brauchte wahrlich nicht Berta von Suttner zu heißen, um den blutigen Aberwitz eines Völkerduells jetzt mit zusammengeschnürtem Herzen zu empfinden. Aber wie man sich mitten im schneidenden Winterfrost und in dem Nebelgrau des Dezember oft plötz-

lich an einem verglommenen Frühlingstag mit all seinem Licht- und Farbenzauber erinnert, so stieg mir gerade damals, als wir den Kampf der gepanzerten Schlachtschiffe gegeneinander mit so schmerzlicher Spannung verfolgten, die Erinnerung an einen Besuch empor, den ich einst vor Jahren auf einem Kriegsschiffe gemacht habe. Da lachte der Frieden über den Ländern. Kein Schatten eines Völkerzwistes überwölkte den strahlenden Himmel. Freude und Übermut waren an Bord geladen. Sorglose Feiertagsstimmung leuchtete aus allen Augen, und der Sonnenschein des Südens malte goldne Streifen auf die Panzerplatten des „Jauréguiberry“, an dessen Bord ich zum erstenmal den Bau und die Armatur eines Kriegsschiffes kennen lernen sollte.

* * *

Es war in dem zauberischen Mittelmeerhafen von Villefranche. Wo ich auch immer an der Riviera mein Standquartier aufgeschlagen hatte — sei es in Beaulieu, in Nizza oder in Monte Carlo — stets war es einer meiner Lieblingsausflüge, den Hafen von Villefranche aufzusuchen. Ich weiß mir nichts Schöneres, als wieder und immer wieder diesen Weg zu durchmessen. Rechts die ragenden Felsen, an

welchen Olivenwälder empor klettern und von deren Spitzen uns heitere Landhäuser grüßen. Links das blaue Meer, über das unzählige Sonnenfunken wie silberne Stifte hüpfen. Unmittelbar vor Villefranche eine Anzahl koketter Wohnhäuser, um die sich ein Gürtel von blühenden Gärten schlingt. Über die Gitterpfeiler quellen Mimosen mit ihren prangenden gelben Blumenbüscheln. Durch die Stäbe schlingen sich hier rankende Pelargonien; dort stehen wir bewundernd vor einem Heckenzaun von blühenden Agaven und Kakteen und staunen immer aufs neue über die üppigen, farbenprächtigen Dolden, die aus diesen rauhen Stachelgewächsen hervortreiben. Durch eine Wolke von Orangenblütenduft schreiten wir, wie verzaubert, unserem Wanderziel zu.

Und nun geht's von der hoch gelegenen Landstraße hinunter an den Hafen von Villefranche . . . Das ist ein etwas unbequemer Weg über viele beulig getretene Stufen und durch hügelige Gassen, die nach dem Muster des trochäischen Versmaßes gebaut sind: Auf eine Hebung folgt immer eine Senkung . . . Vor den engbrüstigen schmalen Häusern kauern bettelnde Kinder, die natürlich vom Schmutz wie von einer Patina überkrustet sind — denn wir sind in einem jener italienisch-französischen Küstenstädtchen,

in welchen grundsätzlich nur ein einziger Körper rein gehalten wird, und das ist der Bahnkörper . . .

Dann aber unten am Hafen das frohe, lebensprühende, südliche Volksbild, das schier mit der Beweglichkeit einer kinematographischen Aufnahme an uns vorüber wirbelt! Den einzigen Ruhepunkt bilden die Gruppen von Fischern, die vor ihren altersschwachen Häusern hocken, mit der französischen Stummelpfeife im Munde, und die mit der Beschaulichkeit weiser Männer, die auf dem Tandelmarkte irdischer Torheiten nichts mehr zu suchen haben, ihre Netze flicken. Über dem fröhlichen Hafenbilde aber wölbt sich ein schattenloser, tiefblauer Himmel, der sich in den leuchtenden Wellen des Mittelmeeres spiegelt . . . und der Fremde, der aus der Farbenkargheit und dem Lichtgeiz des Nordens hierher geflüchtet ist, fühlt sich wie von einem Rausch überwältigt.

* * *

Hier pflegt im Frühjahr immer ein Teil des französischen Mittelmeergeschwaders sich vor Anker zu legen. Dann werden zwischen der Schiffsbemannung und der Garnison in Nizza gesellschaftliche Grüße ausgetauscht, und dieser liebenswürdigen kamerad-

schaftlichen Gewohnheit verdanke ich die Erinnerung an ein fröhliches Fest, das ich an Bord des Turmschiffes „Jauréguiberry" erleben durfte. Der französische Admiral hatte nach Nizza eine große Reihe gastlicher Einladungen zu einem „déjeuner dansant" ergehen lassen — und nun flutete das ganze Gesellschaftsleben der Blumenstadt in einer einzigen farbigen Welle nach Villefranche hinüber. In zierlichen Barkassen wurden wir vom Hafen an das Kriegsschiff befördert und kletterten über die schlanke Schiffstreppe an Bord. Der furchtbare Ernst des Schauplatzes war hinter lachendem Schmuckwerk versteckt. Ausgespannte Teppiche, breite Gruppen von Fächerpalmen mit braungeschuppten Stämmen, Blütengewinde und Flaggenschmuck . . . alles wirkte zu einem farbigen Festbild zusammen. Das Sonnendeck war in einen Tanzsaal verwandelt worden und mit einem leinenen Zelt überwölbt, das sich aus bunten Fahnen und Wimpeln zusammensetzte. An den drehbaren Türmen, die so viele feuerspeiende Schlünde in sich bergen, lehnte die Schiffskapelle, die keine kriegerischen Fanfaren und Märsche, sondern nur heitere, gliederlösende Weisen spielte. Die Offiziere dachten, von den schönen Frauen bezaubert, nur an friedliche Eroberungen, und als die Quadrille heran kam, bewährte

sich der Befehlshaber des Schiffes in jedem Sinne des Wortes als Contre-Admiral . . .

So wogte hinter den Eisenrippen des Panzerschiffes ein festtäglicher Übermut und ruheloses Geplauder. Und wenn man sich dieses improvisierte Gesellschaftsbild in die zaubervolle Mittagsbeleuchtung des Südens gerückt denkt, umspült und umsungen von den blauen Wogen des Mittelmeeres, durchpulst von der warmen Blutwelle französischer Heiterkeit und Anmut, so wird man verstehen, daß es mich noch in der Erinnerung mit den leuchtenden Farben der Freude anlacht. Der Gedanke an einen „Ernstfall", um diese entsetzliche Mißbildung der Parlamentssprache in Erinnerung zu bringen . . . wie lag er uns damals so himmelfern! Und ich höre noch die beiden hübschen Französinnen, die plötzlich hinter der Blätterwand der Gewächsgruppen die Lafetten der Schiffskanonen hervorlugen sahen:

„Ah, fi donc!" riefen sie wie aus einem Munde — denn erst jetzt war es ihnen zum Bewußtsein gekommen, daß französische Kriegsschiffe am Ende doch bisweilen eine ernstere Bestimmung haben, als für übermütige Mittagsfeste zu dienen. Und hatten wir uns nicht alle in das Märchenreich des Friedens entrückt gefühlt? Ja, wirklich . . . hier war der Traum

der Poeten lebendig geworden. Aus den Läufen der Geschütze quollen Syringenzweige. Die Instrumente der Zerstörung waren hinter einer Wand von Palmen und Myrtenblüten unsichtbar geworden. Um die gepanzerten Schiffswände schlangen sich Blumenschnüre, und die Lust am Leben hatte in einem Arsenal des Todes ihre Fahne entrollt.

* * *

An das verzauberte Kriegsschiff, das sich in einen Festsaal verwandelt hatte, mußte ich schwermütig zurückdenken, wenn ich jetzt von dem Kampf der Schlachtflotten im fernen Osten las. Damals war es nicht schwer, sich in die schmeichlerische Täuschung einspinnen zu lassen, als ob wir einer symbolischen Feier beiwohnten, die dem Einzug der Friedensgöttin in die Länder galt. Die Schauplätze des Kampfes waren der Freude wiedergegeben; die Erde war für die Eintracht zurückerobert, und alle die laubumwundenen Pfeiler und Pfosten erschienen wie Triumphpforten der Versöhnung ... Durch den Geschützdonner im Gelben Meer war der Friedenstraum, den wir auf einem Kriegsschiff geträumt haben, wieder in unabmeßbare Weite gerückt, und ein brennendes Wehgefühl war zurückgeblieben. Ich weiß es, wir

haben diese Empfindung in ihrer vollen Bitterkeit nur in den Anfängen eines Völkerkampfes. Später werden wir alle durch die Logik der Ereignisse, die den Wechsel von Schlag und Gegenschlag als folgerichtig und notwendig erscheinen läßt, in gefühllos rechnende Strategen verwandelt, und zuletzt verfolgen wir den Verlauf eines Krieges mit der kaltherzigen Spannung, mit der wir die wechselvollen Kombinationen einer Schachpartie begleiten. Jetzt aber lag uns noch das ganze Entsetzen des Krieges atembeengend, wie ein Alpdrücken, auf der gequälten Brust ... und wir hatten Mühe, es den Schriftgelehrten zu glauben, daß wir uns gleichwohl im zwanzigsten Jahrhundert nach der Geburt Christi befinden.



Der Briefträger von Goisern



Als ich im Spätsommer dieses Jahres in Ischl den fröhlichen Lästergang durchschritt, den man übereingekommen ist, die Esplanade zu nennen, leuchtete mir an den geduldigen Kastanienbäumen, die sich hier im Nebenamt als Plakatsäulen gebrauchen lassen müssen, ein violetter Zettel entgegen, der meine immer leicht entzündete Neugier erregte. Ich bedauere es nicht, daß ich dieser Untugend, die für den Schriftsteller im Grunde eine Tugend ist, nachgegeben habe, denn der Zettel verkündete mit einladender Beredsamkeit:

„Dienstag nachmittag Gastspiel des Bauerntheaters von Goisern. Zum erstenmal: ‚Der Feichtenhof von Goisern'. Volksstück in drei Akten von Lukas Lamprecht, Briefträger in Goisern."

Die letzten drei Worte waren auch auf dem Theaterzettel durch Sperrdruck hervorgehoben — und damit hatte der Volksdichter, der uns zur Bewunderung seiner Naivität einlud, gleichzeitig einen beinahe

amerikanischen Managerinstinkt bekundet. Er war sich offenbar des Kuriositätswertes seiner Dichtung vollkommen bewußt und empfand es mit achtungswerter Klarheit, daß nicht der Dramatiker, sondern nur der Briefträger die Anziehungskraft der Vorstellung würde bilden können. Es ist der gleiche Gedankengang, der einstmals den wackeren Terofal von der Schlierseer Truppe veranlaßt haben soll, in Nürnberg vor versammeltem Volk im Zwischenakt ein Schwein abzustechen, um auch für die Zweifelsüchtigsten den sinnfälligen Beweis zu erbringen, daß er unmittelbar von der Fleischbank auf die Bühne gewandert ist. Jedem andern Schauspieler würde es genügt haben, seine Zuschauer davon zu überzeugen, daß er ein echter Künstler ist; der Komiker vom Schliersee aber mußte seine Zuschauer auch davon überzeugen, daß er ein echter Metzgergeselle war ... Lukas Lamprecht, der Briefträger von Goisern, war von der gleichen Beobachtung geleitet, als er sich seinen Hörern vor allem durch seinen postalischen Beruf — rekommandieren wollte ...

Und so wäre denn auch in das Salzkammergut, das bisher dramatisch so unbescholten war, der wetterbraun gefärbte Dilettantismus des Bauerntheaters eingekehrt und jene Abform der Volkskunst, die in gläubigen

Hörern immer die Begeisterung für Höhenluft und Gebirgsfrische auslöst. Goisern hat sich bisher mit dem Ruhm begnügt, die beliebteste Jausenstation in der Umgebung von Ischl zu sein. Die langgestreckte Dorfschaft liegt ungefähr in der Mitte des Weges zwischen Ischl und Hallstatt. Zur rechten und zur linken Seite mit einem weiten Steinmantel von Felsen umschlossen, von den temperamentvollen Wellen des Traunstroms durchrauscht und von dunklen Fichtenwäldern übergrünt, bildet Goisern den Mittelpunkt eines der anmutigsten Landschaftsbilder. Eine rührige Sektion des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins ist hier emsig tätig, um immer neue, gut versicherte Wege anzulegen, die uns auf der einen Seite über die malerischen Hügelterrassen der Stambachwildnis, am Rehkogel vorüber, auf die Hütteneckalm und auf der andern Seite zur Höhe der Jochwand emporführen, von der wir den ganzen Gebirgsstock mit einem einzigen Augenaufschlag überschauen. Das alles hat nicht genügt, um die Bewohner von Goisern in ihrem Ehrgeiz zu befriedigen. Sie wollen jetzt, wie es scheint, mit Schliersee und Tegernsee, wenn nicht am Ende gar mit Oberammergau in Wettbewerb treten und träumen vielleicht schon von Vorstellungen ihres Bauerntheaters, die bei ausverkauften Bergen stattfinden. In Lukas

Lamprecht haben sie das Volksgenie entdeckt, das für diesen Zweck zwar nicht nötig, aber immerhin nützlich ist. Für die „Salzkammergut-Zeitung“ ist der strebsame Mann schon seit langer Zeit tätig. Seine Sonntagsbriefe werden in Goisern stets mit Ungeduld erwartet — das heißt, auch diejenigen, die er schreibt, und nicht bloß die, die er austrägt. Wahrscheinlich hat er auch noch einige Theaterstücke in seiner Mappe verborgen — das heißt, in seiner Schreibmappe und nicht in seiner amtlichen Briefmappe . . . und wer weiß es, ob seine schriftstellerische Begabung nicht am Ende dazu führen wird, um mitten im Salzkammergut zwischen der Goisener Sägemühle und dem Waldwirtshaus in der Ramsau ein neues Theaterdorf aus dem Boden zu zaubern!

* *
*

Mir aber sind bei dem Anblick des Theaterzettels, auf welchem der Briefträger von Goisern seinen ersten Gastspielausflug angekündigt hat, die Stunden wieder lebendig geworden, in welchen ich gemeinsam mit Gustav Kadelburg eben hier, im Laufener Walde, die Komödie „Das Theaterdorf“ geschrieben habe, welche die Ambitionen der Bauerkunst satirisch beleuchten wollte. Das Stück hat dem Publikum nicht halb so gut gefallen, wie seinen Verfassern. Es gehört zu den ver-

schollensten Bühnenwerken der Neuzeit. Selbst die jüngsten Theaterbesucher können sich nicht mehr daran erinnern. Wer uns damals vorausgesagt hätte, daß der Dilettantismus in Lodenhosen, gegen den wir uns spöttisch richten wollten, so früh schon in der unmittelbaren Nähe unseres Schreibtisches ans Licht treten würde! Und daß es mir selbst eines Tages nicht anders gehen wird, wie dem Helden der Komödie, dem theatermüden Justizrat Hermann Riebeck aus Bremen! Übersättigt von den Kunstgenüssen vieler Winter, hat er sich nach einem weltentlegenen Dorf geflüchtet, das abseits vom Schienenwege liegt und einer jener stillen Nebenorte ist, an denen das große Touristenleben vorbeiflutet. Hier gibt es kein Kurhaus, keine Alpenhotels, keine befrackten Kellner, kein Badeleben, keine Lawn-Tennisplätze und keine Kurmusik ... Gegend! Nichts als Gegend!

„Und hier," ruft Frau Ella Sidonie, die Gattin des Justizrats, entsetzt aus, als sie das schmucklose Dörfchen bei der Ankunft überblickt, „hier soll ich meinen Sommer verbringen?"

„O nein!" erwidert der Justizrat. „Hier sollst du m e i n e n Sommer verbringen!"

„Deinen ...?"

„Jawohl, mein Schatz! Seitdem wir uns die Freuden einer Sommerreise gönnen dürfen, hast du

mich Jahr um Jahr entweder in ein parfümiertes Modebad geschleppt, wo ich im Sommer nur den Winter wiedergefunden habe — oder wenn es wirklich einmal in die Berge ging, da mußte ich immer in so ein modernes Gigerlhotel! Weißt du . . . wo die Leute morgens in Bergschuhen und Wadenstrümpfen die Naturfreunde spielen und sich abends im Smoking an die Table d'hote setzen . . . Das habe ich bis hier oben! ... Und dazu noch deine unglückselige Schwärmerei für das Theater! Als wenn man damit nicht im Winter toll und voll gestopft würde. Deutsche Opern, italienische Opern; Mittagsvorstellungen, Abendvorstellungen; zum Frühstück ein ganz neuer Dichter, zum Abendbrot ein ganz alter — da gehört ja ein Straußenmagen dazu! Aber auch im Sommer läßt du mir keine Ruhe. Wo irgend in der Welt ein Vorhang hochgezogen wird, müssen wir dabei sein. Die Passionsspiele in Oberammergau und die Volksschauspiele in Meran; die Festspiele in Wiesbaden und die Wagner-Spiele in Bayreuth; an den Schliersee, nach dem Tegernsee — überall mußt du hin . . . Selbst Rotenburg an der Tauber hast du nicht ausgelassen!"

„Mein Gott, ich schwärme nun einmal für die Kunst und die Künstler."

„Ich ja auch! Aber man will doch einmal eine

dramatische Schonzeit haben. Und darum habe ich mir für diesen Sommer einen Ort ausgesucht, der vielleicht etwas primitiv ist, das gebe ich ja zu, aber dafür ist er theaterrein!"

Sehr bald muß der arme Justizrat erkennen, daß er sich in dieser Voraussetzung gründlich geirrt hat, denn gerade am Tage seiner Ankunft beschließen die Bewohner von Nussensee, um den Fremdenstrom in ihr verlassenes Örtchen zu lenken, ein Theaterstück aufzuführen, das sie dem Pfarrer aus der Verschwiegenheit seines Schreibtisches zu entlocken suchen. Ein Schauspieler, den der Zufall in ihre Mitte gewirbelt hat, unterstützt sie in ihrem Beginnen und weiß den Widerstand des Pfarrers zu überwinden.

„Füllt denn Ihre Komödie den Abend?" fragt er ihn.

„Wenn die Leute sie zu Ende spielen lassen, dann allerdings," erwidert der Pfarrer lächelnd.

„Und davon haben Sie niemandem etwas gesagt?"

„Ja, wissen's, ich hab' mir halt gedacht: Bei jeder andern Sünde, da ist's gut, wenn man sie beichtet, aber bei so einer dramatischen Sünde, da ist's schon besser, man beichtet sie nicht! Da wird sie halt leichter verziehen!"

„Aber nein! Sie müssen uns Ihr Stück geben! Und wenn wirklich etwas fehlen sollte, das bringen wir eben hinein!"

„Ah, da fehlt wohl manches."

„Kommt denn ein Wilddieb darin vor?"

„Der kommt vor."

„Nun also! Das ist die Hauptsache. Und ein uneheliches Kind?"

„Wieso?"

„Weil das in keiner Bauernkomödie fehlt."

„Ich bitt' schön — wenn der Autor ein Geistlicher ist!"

„Das ist allerdings die einzige Entschuldigung. Vor allen Dingen aber, wie ist's mit dem Schuhplattler?"

„Das tut mir leid, einen Tanz gibt's nicht in meinem Stück."

„Bringen wir hinein. Zum Schluß muß getanzt werden."

„Aber zum Schluß kommt ja der Pater Sebaldus!"

„Muß er mittanzen!"

„Der Pater Sebaldus?"

„Hilft ihm alles nichts. Mit einer Träne muß so ein Stück anfangen und mit einem Schuhplattler endigen. Und wenn dann die Bretter dröhnen und der Staub in die Luft fliegt, da sollen Sie einmal

rings das Entzücken hören: Das ist Heimatkunst! Das ist Alpenluft! Das ist Erdgeruch!"

Und so gelingt es denn dem Schauspieler, gqnz Nussensee in den Theaterrausch hineinzutreiben. Hier, wo man sonst die Schritte auf der Dorfstraße zählen konnte — so lautlos war es rundum — wird durch den Theaterteufel alles verwandelt. Der Ziegenhirt hat ein blaues Heft in der Hand. Der Hufschmied agiert mit den Händen in der Luft herum, und aus dem Holzknecht ist ein Tragöde geworden, bis es endlich dem Justizrat zu bunt wird und er in polternden Worten sich gegen die erwachende Volkskunst in Nussensee rebellisch auflehnt.

„Ich erkläre dir mit Bestimmtheit," sagt er seiner Gattin, „daß ich diese Narrheiten nicht dulden werde."

„Narrheiten?" schreit sie auf. „Die Pflege der Volkskunst in den Alpenländern!"

„Wenn ich bloß diese Phrasen nicht mehr zu hören brauchte! Die Dilettantenbühne im Großstadtsalon, die nennt man ehrlich Dilettantenbühne; aber wenn sie an der Berglehne aufgeschlagen wird, dann ist es Volkskunst. Und ich sage dir: Volksdunst ist es und weiter nichts! Jawohl! Aus der dramatischen Kunst soll eine Fremdenfalle gemacht werden. Und wer ist schuld daran? Nur du und die andern mit

ihrer närrischen Bewunderung. Ihr habt die Leute vom Lande erst auf den Gedanken gebracht, ihre Naturwüchsigkeit gegen Eintrittsgeld zu zeigen und ihre Naivität zinstragend anzulegen. Aus der bäuerischen Unbeholfenheit wird ein Gewerbe gemacht, und selbst der Trottel von der Dorfstraße, der bis jetzt ein ehrlicher Dummkopf gewesen ist, wird ein Geschäftstrottel, der aus seiner Begriffsstützigkeit Kapital schlägt."

„Wie du das nur sagen kannst! Du hast eben kein Herz für Einfachheit und Natur."

„Bitte sehr — da wollen wir doch ein bißchen unterscheiden. Einfachheit und Natur über alles! Aber wenn mir eine Bauerngesellschaft ankündigt: ‚Am 18. Juni werden wir draußen auf der Heuwiese zwischen 5 und 6 Uhr natürlich und einfach sein und bitten um recht zahlreichen Zuspruch bei erhöhten Zimmerpreisen!' . . . dafür bin ich nicht zu haben! Die Kunst zur Hebung der Herzen — alle Achtung! Aber die Kunst zur Hebung des Fremdenverkehrs — da gehe ich nicht mit!"

Eine Frauenrevolte im Dorfe bringt schließlich den Theaterplan zum Scheitern, und bei der Abreise stiftet der Justizrat für das Gemeindeamt eine Votivtafel mit der an Lessing anknüpfenden Inschrift:

„Wenn Kunst sich in Natur verwandelt,
Dann hat Natur mit Kunst gehandelt...
Wenn Bauern sich in Mimen wandeln,
Das heißt Natur und Kunst verschandeln."

* *
*

Ich glaube heute selbst, daß der Spender dieser Votivtafel das Kind mit dem Bade ausgeschüttet hat. Warum sollte es nicht einmal ausnahmsweise glücken, bodenwüchsige Begabungen zu einer künstlerischen Einheit zusammenzufassen? Aber es ist von jeher das Schicksal der guten Gedanken gewesen, daß sie durch schlechte Nachahmungen kompromittiert wurden. Was sich in Oberammergau auf dem festen Grund der Überlieferung immer wieder aufbauen läßt und was in Schliersee der listigen Erziehungskunst Konrad Drehers geglückt ist, es genügt nicht, um die hirschlederne Dramatik und die zahllosen Bauerntheater zu verteidigen, in welchen nach gegebenem Vorbild der Soufflierkasten mit einem roten Regenschirm überwölbt, das Klingelzeichen zum Beginn der Vorstellung mit der Kuhglocke gegeben und die Freude des Publikums am Gebirgsleben planmäßig ausgewuchert wird. Soll sich die Theaterinvasion nun auch auf das Salzkammergut erstrecken? Soll Goisern uns im nächsten Sommer als ein Neu-Schliersee entgegen-

treten? Oder wird Herr Lukas Lamprecht sich in Zukunft damit begnügen, einer der talentvollsten Briefträger Österreichs zu sein, statt die große Zahl der mittelmäßigen Schriftsteller zu vermehren? . . . In seinem stillen Gebirgswinkel, wenn die langen Winterabende die Dorfbewohner zusammenführen, mag sein mutig zugreifendes Volkstalent erfreulich genug wirken und ihm verdienten Dank sichern. Wollte er aber, wie der Gastspielausflug nach Ischl befürchten läßt, mit seinen Stücken sich an das breite Publikum wenden, so müßte es gerade den Landbriefträger von Goisern sehr schmerzlich treffen, wenn ihm die Antwort zuteil würde: „Adressat verweigert die Annahme."



Das Konzert der Straße



Nizza la Bella heißt sie im Volksmund — und gewiß hat keine andre Stadt mit größerem Recht dieses Schmuckwort verdient. Dennoch ist die Schönheit und die ewige Jugend nicht die hervorragendste Eigenschaft Nizzas. Wollt ihr in einem einzigen Wort das Eigenwesen dieser reizenden Südländerin zeichnen, so nennt sie die lachende Stadt. Hier tropft die Lebensfreude vom blauen Himmel herunter. Die Sorglosigkeit schwimmt durch die warme Luft. Der Leichtsinn sprießt in üppigen Halmen zwischen den Pflastersteinen empor. Wie Flugsamen schwingt sich die Daseinslust über alle Wege und geht in einem gesteigerten Glücksgefühl auf, das die Herzen durchduftet. Woher es kommt? Wer will es künden! Es leuchtet von den grünen Gipfeln der Berge nieder, die neugierig in alle Straßen blicken. Es sprüht aus dem Schaum der Brandung, die den Strand umplaudert. Es tönt aus dem Klick-Klack der zierlichen Frauenfüße, die ruhelos über die Promenaden am Meere hüpfen. Es quillt düfteschwer aus den Rosenhecken, die schon im Januar hier in voller Blüte stehen. Unwiderstehlich aber lacht es aus den Sonnen-

strahlen, die über die ganze Breite der Bucht ungehemmt den Weg zu uns finden und auf jeden Stein mit silbernem Stift den Spruch schreiben, der in dem Stadtwappen Nizzas seinen Platz finden sollte:

„Du sollst nicht arbeiten!“

Hier vergißt man den Werktag mit seinen Rechten. Man vergißt den Beruf mit seinen Pflichten — und ich wenigstens empfinde es immer als die erste Wirkung der Rivierasonne, daß sie eine vollendete Arbeitsscheu in mir ausbrütet. Ich sitze stundenlang auf einer Bank und zähle gedankenlos die Wedel einer Palme. Eine morgenländische Opiumstimmung kommt über mich. Ich wollte, ein befreundeter Bühnenschriftsteller wäre hier, damit ich mit ihm eine neue Arbeit für den nächsten Winter gemeinsam — vermeiden könnte. Selbst meine losen Tagebuchblätter kritzle ich nur aufs Papier, weil wir Schriftsteller uns nun einmal gewohnheitsmäßig an unsern Frühschoppen Tinte setzen, wie wir uns als Studenten an unsern Frühschoppen Bier gesetzt haben — gleichgültig ob wir Durst hatten oder nicht. Und ich habe hier so gar keinen Durst nach Tätigkeit! Und ich höre immer wieder wie einen neckischen Kehrreim das gebietende Wort:

„Du sollst nicht arbeiten!“

* * *

Als ich in dieser Phäakenstadt vor einigen Wochen auf einem bequemen Rohrsessel in dem großen Salon am Meere saß, den man die Promenade des Anglais nennt, und mir im Frohgefühle sorglosen Müßigganges die Sonne warm auf die Haut brennen ließ, trat plötzlich ein alter Freund auf mich zu, der mir seit Jahren aus den Augen entschwunden war, und fragte mich mit lebhaftem Erstaunen:

„Was denn? Sie jetzt schon hier? Noch vor Beginn der vollen Rivierasaison? Was suchen Sie denn hier?“

„Was alle Welt an der ligurischen Küste sucht: Gute Laune, einen Vorschuß an Wärme und etwas Erholung für die abgerackerten Großstadtnerven.“

„Erholung? Und die wollen Sie in Nizza finden? Auf der Promenade des Anglais?“

„Ich hoffe.“

„Ja, wenn Sie sich noch oben hinauf geflüchtet hätten, in die stillen Gärten und Landhäuser von Cimiez, oder wenn Sie sich in einen unserer Nachbarorte verkrochen hätte, in Cagnes oder auf dem Kap Antibes, wo es so friedsam und still ist — aber hier? Mitten im Gewühl? Ja, stört Sie denn nicht das Konzert der Straße, das Sie mit einer so brutalen Zudringlichkeit umlärmt?“

„Offen gestanden, ich habe es bis jetzt noch gar nicht gehört. Wenn man aus Berlin kommt, so ist

man nahezu immun gegen den Straßenlärm. Die Gewohnheit ist das beste Antiphon."

„Aber bitte, horchen Sie doch nur einmal in die Runde! Der Augenblick ist besonders günstig. Soeben donnern zwei Automobile vorüber und führen mit ihren kreischenden Signalhupen ein angenehmes Zwiegespräch. Das Geknatter eines Motorrades mischt sich mit seinem infernalischen Geräusch als dritte Stimme in die Unterhaltung. Das eintönige Brüllen der Meeresbrandung, die heute ganz besonders gut bei Stimme ist, hat alle Mühe, dieses Terzett zu überschreien. Von dem Rädergerassel der Schnellfahrer will ich gar nicht sprechen. Das sind Sie als Großstädter gewohnt — und man hat ja endlich auch hier einen Teppich von Asphalt über die Straße gelegt, der wenigstens dieses Geräusch diskret mildert. Aber was sagen Sie zu den gellenden Reklamerufen des Kamelots, die mit dem Anpreisen ihrer Zeitungen uns rücksichtslos bei jedem Gespräch ins Wort fallen? „Le Corsaire!" „Lisez le Corsaire!" „Deutsche Zeitungen!" „Berliner Tageblatt!" „Neue Freie Presse!" „Frankfurter Zeitung!" „Le Corsaire!" „Riviera-Tageblatt soeben erschienen!" „Lisez le Corsaire!" . . . So gellt es während des ganzen Vormittags ununterbrochen über die Straße, und nervöse Leute fahren manchmal erschrocken in die Höhe, als wenn sie Feuerlärm gehört hätten. Gerade

diesen Augenblick aber hält eine Gesellschaft von italienischen Straßensängern für geeignet, um sich vor dem schmucken „Hotel Royal' aufzustellen und mit abgesungenen Stimmen ihre Lieder zum zehntausendsten Male in die Welt zu schmettern! Und das ist der Ort, wo Sie Erholung suchen?"

„Du mein Gott! Vor den Fenstern meiner Berliner Wohnung ist es nicht viel stiller."

„Lieber Freund, in New York ist es zweifellos noch lauter als in Berlin, und dennoch hat eine geistvolle junge Amerikanerin von sprühendem Temperament, Mistreß Isaak Rice, eine Liga ins Leben gerufen, welche sich die Bekämpfung des Straßenlärms zur Aufgabe gemacht hat."

„Was denn? Ein Bund zur Bekämpfung des Lärms?"

„Bitte, lesen Sie, was im heutigen „Petit Nicois" Dominique Durandy, einer unserer geistvollsten und frischesten Journalisten, über diese segensvolle Gründung berichtet."

Und dabei ließ mir mein nervöser Freund das Zeitungsblatt in die Hand gleiten und flüchtete dann mit raschen Schritten in eine Seitenstraße.

* * *

Der Gedanke der mutigen Mistreß Isaak Rice, sich gegen das Geräusch der Straßen zur Wehr zu setzen, hat einen erlauchten Ahnherrn. Kein Geringerer ist es, als Arthur Schopenhauer, der in seinen aphoristischen Bemerkungen über Lärm und Geräusch eine wahre Threnodie über die Störgeister anhebt, die aus den hallenden Straßen der Stadt in den Frieden seines Arbeitszimmers eingedrungen sind.

„Allerdings gibt es Leute," sagt er, „die hierüber lächeln, weil sie unempfindlich gegen Geräusche sind. Es sind jedoch eben die, welche auch unempfindlich gegen Gründe, gegen Gedanken, gegen Dichtungen und Kunstwerke, kurz gegen geistige Eindrücke jeder Art sind; denn es liegt an der zähen Beschaffenheit und handfesten Textur ihrer Gehirnmasse . . . Ich lege mir die Sache so aus: Wie ein großer Diamant, in Stücke zerschnitten, an Wert nur noch ebenso vielen kleinen gleichkommt, oder wie ein Heer, wenn es zersprengt und in kleine Haufen aufgelöst wird, nichts mehr vermag, so vermag ein großer Geist nicht mehr als ein gewöhnlicher, sobald er unterbrochen, gestört, zerstreut, abgelenkt wird. Denn seine Überlegenheit ist nur dadurch bedingt, daß er alle seine Kraft, wie ein Hohlspiegel alle seine Strahlen, auf

einen Punkt und Gegenstand konzentriert, und hieran eben verhindert ihn die lärmende Unterbrechung ... Bisweilen stört ein mäßiges und stetes Geräusch mich eine Weile, ehe ich seiner mir deutlich bewußt werde, indem ich es bloß als eine konstante Beschwerung meines Denkens, wie einen Block am Fuß empfinde, bis ich inne werde, was es sei."

Und dennoch hat der zartnervige Philosoph sich vorwiegend nur über ein einziges Geräusch so ergrimmt, und das war der Peitschenknall der Fuhrleute: „Dieser plötzliche scharfe, hirnlähmende, alle Besinnung zerschneidende und gedankenmörderische Knall muß von jedem, der nur irgend etwas einem Gedanken ähnliches im Kopf herumträgt, schmerzlich empfunden werden. Dem Denker aber fährt er durch seine Meditationen so schmerzlich und verderblich, wie das Richtschwert zwischen Kopf und Rumpf. Kein Ton durchschneidet so scharf das Gehirn wie dieses vermaledeite Peitschenknallen. Man fühlt geradezu die Spitze der Peitschenschnur im Gehirn, und es wirkt auf dieses wie die Berührung auf die mimosa pudica. Ich möchte wissen, wie viele große und schöne Gedanken diese Peitschen schon aus der Welt geknallt haben."

„Du lieber Himmel!" So rufen wir, wenn wir diese Seufzer lesen. Was würde Arthur Schopenhauer

erst gesagt haben, wenn es zu der damaligen Zeit schon elektrische Straßenbahnen gegeben hätte, die bei jeder Kreuzung uns mit ihren gellenden Signalglocken aus allen Träumen reißen? Damals gab es noch keine Stadtwohnungen in der Nähe von Hochbahnviadukten, über welche in Intervallen von wenigen Minuten immer neue Wagenreihen donnern. Es gab keine Zeitungsverkäufer, die Extrablätter ausschreien. Es gab keine Automobile, die mit ihren Lärmhupen die Straßen der Stadt durchdröhnen, als wenn eine brüllende Rinderherde vorbeigetrieben wird. Wie ein lautloses Idyll erscheint uns die Straße in Schopenhauers Tagen. Und wir würden uns mit Vergnügen das von ihm so schmerzlich empfundene Knallen der Fuhrmannspeitschen gefallen lassen, wenn wir uns mit diesem einzigen Martyrium von dem Konzert der Straße loskaufen könnten, das uns heute umdröhnt und das weder durch schalldämpfende Polster zwischen den Doppelfenstern noch durch schwere Stoffvorhänge von uns abgesperrt werden kann.

Es gehört zu den ungelösten Großstadträtseln, wie wir allmählich — wenn die Neubildung gestattet ist — so lärmhart geworden sind. Haben wir wirklich mit der Zeit Nerven von Kupferdraht bekommen? Stopft die Gewohnheit uns Baumwolle

in die Ohren? Oder ist unbewußt in uns die Empfindung flüssig geworden, die Lichtenberg einmal in die Worte gefaßt hat: „Ich bin außerordentlich empfindlich gegen alles Getöse, aber es verliert ganz seinen widrigen Eindruck, sobald es mit einem vernünftigen Zweck verbunden ist.“ Vielleicht ist es dies Zweckbewußtsein, das uns gegen den polyphonen Gesang der Straße mit der Zeit so unempfänglich gemacht hat. Gerade wie wir vor einer Dampfmaschine, die in voller Arbeit ist, in erster Reihe nicht das Poltern und Stampfen der eisernen Kolben wahrnehmen, sondern zunächst die planvolle und sinnreiche Zusammensetzung des Räderwerkes anstaunen. Und wie der Geist den Stoff besiegt, so hat bei uns der Zweck den Schall überwunden.

* * *

Ich bin wirklich neugierig, welche Mittel die kluge Amerikanerin ersinnen wird, um ihre Liga zur Bekämpfung des Großstadtlärms wirksam ins Leben zu führen. Ich bekenne offen, daß meine Erfindungsgabe versagt, um Maßregeln auszudenken, durch welche das wirbelnde Leben eines Menschenzentrums dazu gebracht werden könnte, tonlos zu funktionieren. Will die Liga über alle Straßen vielleicht eine weiche Decke

von Tannennadeln oder Hobelspänen breiten, die den Schall in sich aufnehmen? Will sie die Frachtwagen, die über das Pflaster poltern, mit Gummirädern versehen? Will sie die eisernen Träger, die klirrend auf den Baustellen abgeladen werden, mit weichen Filzstreifen einsäumen? Will sie schalldämpfende Matratzen auf die Bierwagen breiten, damit die Tonnen nicht mehr mit so brutalem Geräusch auf und nieder hüpfen können? Will sie die Wagensignale, deren Zweck es ist, weithin gehört zu werden, vielleicht durch geräuschlose optische Warnungszeichen zu ersetzen suchen? Und will sie etwa durch eine neue Erfindung das Benzin in den Automobilen für die Zukunft veranlassen, lautlos zu explodieren?

Ich fürchte, das Mistreß Isaak Rice Unerreichbarem nachstrebt, wenn sie zur Verzärtelung unserer Nerven die allzu sonoren Atemzüge der Großstadt sänftigen will. Denn wie das Pendel der Uhr seine Schwingungen nicht absolut tonlos vollziehen kann, so wird auch das Uhrwerk des Großstadtlebens nicht arbeiten, ohne daß uns sein lärmvoller Gang in die Ohren dröhnt. Ja es ist sogar fraglich, ob uns die neue Liga mit der Verwirklichung ihrer menschenfreundlichen Pläne überhaupt einen Gefallen täte. Wie parador es auch klingen mag, es ist eine Wahrheit: Wir sind allmäh-

lich so weit gekommen, daß wir den Lärm für unsere Ruhe brauchen! Just wie der Müller nicht schlafen kann, wenn das Murmeln und Rauschen des Mühlbaches plötzlich verstummen wollte. Das Konzert der Straße ist uns bei unserer täglichen Arbeit eine aufmunternde Begleitung geworden, wie die Marschmusik für den Soldaten — und gerade aus dem Kreischen und Tosen um uns her erlauscht unser geschärftes Ohr manches von dem Besten und Wertvollsten, was die Zeit uns zu sagen hat.

Ich habe vor vielen Jahren einmal in einem Hause gewohnt, das in der Nähe eines Bahnhofes lag. Als ich den ersten gellenden Lokomotivpfiff hörte, bin ich jählings emporgeschreckt und habe verärgert auf die ganze mißtönige Musik des Bahnhofs hingelauscht. Ich hörte unmutig das Sausen der sich fortschiebenden Räder und das Zischen des Dampfes und das mühselige Prusten und Schnauben der langsam in Bewegung gesetzten Dampfmaschine. Aber als ich nach einem leeren und freudlosen Tag eines Abends in niedergedrückter Stimmung nach Hause kam und mich so recht hinaussehnte aus meiner Einsamkeit und Enge, da hörte ich abermals einen Lokomotivpfiff — und diesmal war er mir kein unwillkommener Ruhestörer mehr. Wie ein aufrüttelnder

Ruf in die Freiheit traf er mich, ein Lockruf in die Welt und ihre Weiten, der mir zum erstenmal das Lied vom Reisezauber in die jungen Ohren sang. Die Lokomotivpfiffe haben mich seitdem nicht mehr gestört . . . und nicht anders ergeht es uns mit den Poltergeistern der Straße, die jetzt geknebelt werden sollen. Wir ertragen den Großstadtlärm, weil er uns etwas zu sagen hat — und darum, meine gnädigste Mistreß Rice, nehmen Sie Abstand von ihren Beglückungsplänen! Denn Lärm ist Leben, und die tonlose Stadt würde uns als die tote Stadt gelten.



Regentrost



Seit einigen Tagen hat er sich wieder bei uns in Ischl seßhaft gemacht — der weltberühmte Dauerregen des Salzkammergutes, der an Ausgiebigkeit und Unerschöpflichkeit in der weiten Runde nicht seinesgleichen hat . . .

Seitdem ich mich in diesem feuchten Kronlande angesiedelt habe, ist der Regen mein treuester Gefährte und Reisebegleiter geblieben. Er erwartet mich gewöhnlich schon, wie ein vertrauter Freund, bei der Ankunft am Bahnhofe und gibt mir bei der Abreise wieder das Geleit bis an die Perronschwelle. Noch auf das Dach des rollenden Eisenbahnwagens trommelt er seine letzten Abschiedsgrüße . . . Heute spielt er mir wieder all seine Stücklein. Er rauscht durch die Buchenkronen. Er rieselt zwischen die Farnwedel. Er pocht auf die Dachschindeln. Er gurgelt aus den Rinnen. Er fällt klatschend auf die breiten Ranken des Pfeifenkrautes — und die Blätter der Haselsträucher an der Straßengrenze, die

schon vom Staub etwas angegraut waren, überzieht er wie mit einem neuen, blinkenden Firnis, mit einem feuchten Glanz.

Allem Anschein nach wird er diese säubernde Arbeit noch lange fortsetzen. Wenn man glaubt, daß er müde geworden ist, so gewahrt man bei näherem Zuschauen, daß er nur stiller geworden. Lautlos gleitet er in den Wiesengrund und in das Waldmoos. Immer neue Dünste steigen aus dem tropfnassen Wald. Die Wolken betten sich tief in den Bergsattel. Sie schlingen sich wie eine wallende Schärpe um die Stämme der Fichten — und obwohl die Gefahr einer Hochflut als gebannt gelten darf, so blicken doch die Sommergäste in und um Ischl verzweifelt in die brodelnden Nebel. Ich aber habe mir vorgesetzt, den Regen zu preisen, und ich benutze die Zimmerhaft, die er mir aufgezwungen hat, um ihm einen Psalm der Dankbarkeit zu singen und ein tönendes Loblied . . .

* * *

„Warum ich ihn preisen will —?“

Vor allem schon deshalb, weil die andern ihm fluchen. Das ist heutzutage ein ausreichender Grund, um ihn zu loben. Denn für gescheit gilt nur noch,

wer nicht die Meinung der andern hat — und wäre diese Meinung auch noch so wohlbegründet. Der Querkopf gilt für einen „Selbstdenker". Jeder Schiefsinn wird für Tiefsinn gehalten. Auf das inhaltsreiche Programm: „Nein!" und „Im Gegenteil!" kann man ganze journalistische Unternehmungen sicher begründen. Man muß nur die Kunst verstehen, alles Grade krumm zu biegen und alles Krumme grad zu loben. Gegen den Strom muß man schwimmen — und wenn es auch nur der Regenstrom ist. Aber ich habe auch ernstere Gründe, um mich hier nicht unter die Grollenden zu mengen. Denn das schlechte Wetter hat tatsächlich seine guten Seiten, und wenn man sie erst erkennt, so ergibt sich daraus eine Art von Gebrauchsanweisung für feuchte Tage, die in jedem Wettermartyrium zur Tröstung wird.

Ihr klagt, daß der Regen euch um die Reize der Landschaft betrügt . . . daß er alle die Schönheiten der Runde hinter seinen Wolkenvorhängen und Tropfenschleiern verheimlicht? . . . Ihr irrt euch. Ein kluger Beobachter des Naturschönen hat einmal die Wahrnehmung gemacht, daß der Regen zwar die Hintergründe verdeckt, aber dafür den Vordergrund der Landschaft, über den sonst unsere Neugier hinweg-

schaut, mit desto stärkerer Betonung vor unser Auge rückt. Jeder Blick durch mein Fenster bestätigt mir diese Wahrheit. Die steil empor starrenden Berge freilich sind unsichtbar geworden, die mir sonst die Ausschau ins Weite so schön begrenzen, und selbst von dem schlanken Kirchturm des Dorfes, das sich in die Talmulde hineinbaut, sehe ich hinter den Nebelgardinen nur schwankende Umrisse. Aber dafür bemerke ich heute zum ersten Male, wie der bewaldete Hügel gegenüber durch eine schimmernde Geröllhalde so malerisch in zwei symmetrische Hälften gesondert wird. Das Felsmassiv auf der andern Seite, von welchem ich im glitzernden Sonnenlicht immer nur einen Allgemeineindruck gewonnen hatte, enthüllt mir in der gedämpften Beleuchtung des Regentages den ganzen Gliederbau seines Steinkörpers. Ich kann jeden Rundbuckel, jede Gesteinwelle verfolgen, und das wölbungsreiche Relief fängt erst heute an, mir individuell lebendig zu werden... Sonnenstrahlen sind wie winkende Finger, die in die Ferne locken. Sie lassen uns die Reize der Nähe übersehen. Es muß erst ein Regentag kommen, um sie uns zu enthüllen.

Das schlechte Wetter führt uns aber mit leisem Zwange auch zu uns selbst wieder zurück. Da uns

der Sturzregen alle Wege versperrt und die Fahrstraßen in Wasserstraßen verwandelt hat, so kommen wir endlich auf den Gedanken, uns einmal selbst einen Besuch zu machen. Und heute treffen wir uns auch zu Hause . . . natürlich! Bei diesem Wetter! . . . Wir entschließen uns zu einem Selbstinterview und legen uns allerlei bohrende Fragen vor, auf die wir manchmal nur verschämte Antworten finden. Wir machen heute die „Reise um unser Zimmer", zu der uns Xavier de Maistre in seinem sinnreichen Buch die Pfade gezeichnet hat. Alte Mappen gleiten uns in die Hände. In unseren Schreibtischfächern beginnt es gespenstisch zu rascheln. Zwischen die Finger schlüpfen uns vergilbte Blätter. Alte Erinnerungen blühen auf und öffnen weit ihre Kelche. Vergessene Pläne, die in der Skizze stecken geblieben sind, führen plötzlich eine mahnende Sprache, und darum preise ich das Regenwetter.

* * *

Ich lobe es auch noch aus einem ethischen Grunde. Es bietet uns — wenigstens hierzulande — ein Muster charaktervoller Verläßlichkeit. Das gute Wetter hat seine Launen. Es ändert sich bisweilen im Handumdrehen. Aber der Regen bleibt! Da

kann man sicher sein. Dafür bürgt seine bewährte ausdauernde Treue . . . Der Regen ist überhaupt, wie der Krieg, der Vater aller Tugenden. Er macht häuslich. Er macht arbeitsam. Er macht nachdenklich. Und vor allem macht er geduldig.

Ich lobe den Regen auch noch aus einem persönlichen Motiv. Als ehemaliger Bühnenleiter weiß ich nasse Sommertage zu schätzen. Sie sind unentbehrlich, um auch die künstlerische Aussaat fruchtbar zu machen. Und da denke ich denn mit ehrlichem Mitgefühl an das bescheidene Theaterhaus auf dem Kreuzplatz in Ischl, das einst den spottfrohen Daniel Spitzer zu dem berühmt gewordenen Ausspruch veranlaßt hat: „Man sieht es dem kleinen Hause gar nicht an, wie leer es sein kann." Hier können bei sonniger Witterung selbst effekthaschende Schauspieler sich in der Tugend üben, nicht ins Publikum zu sprechen — denn es ist keines da. Erst die letzten Regenfluten haben Zuschauer in das Theater geschwemmt. Nun werden selbst bejahrte Operetten vor vollen Bänken gespielt, und sieht auch der Direktor nicht immer ein frohes Publikum, das Publikum sieht immer einen frohen Direktor.

* * *

... Und soll ich den geheimsten Grund verraten, warum ich dem Regen ein Loblied weihe? Es ist ein altes Gesetz, daß jede Witterung an dem Tage umschlägt, wo man ihr ein Klagelied gewidmet. Hat man den Überraschungen des Aprilschnees ein stimmungsvolles Gedicht abgewonnen, so ist er sicherlich geschmolzen, wenn es erscheint. Hat man über die Gluthitze des Juli einige witzige Hyperbeln drucken lassen, so ist an dem Morgen, an welchem sie vor die Leser kommen, unfehlbar ein abkühlendes Gewitter niedergegangen. Es ist eine besondere Koboldslaune des Zufalls, jeder Wetterbetrachtung immer plötzlich den Resonanzboden zu entziehen, und daher scheint es, daß das „Besprechen“ bei der Witterung wie ein altes Sympathiemittel wirkt ...

In der nachdenklichen Stille des Regentages erinnern wir uns auch an alle noch unbeglichenen Rechnungen der Freundschaft, des Briefverkehrs, der literarischen Umschau. Jetzt entschließen wir uns endlich, den schweren „Wälzer“ vorzunehmen, der uns für einen lachenden Sonnentag immer zu inhaltsreich und gedankenernst erschienen ist. Man hat auch noch andre Lesepflichten zu erfüllen. Man hat noch nicht einmal „Jörn Uhl“ bis zur letzten Seite bewältigt, wie oft man es auch versuchen mochte.

Der hartnäckige Regen gibt die Hoffnung, daß es endlich gelingen wird. Wer mag arbeiten, wenn das Sonnenlicht breit aufs Papier fällt und auf den Boden des Zimmers einen goldenen Streifen malt? Aber wenn uns der Regen mit seinen spitzen Strahlen eintönig an die Scheiben tippt und uns die Welt da draußen hinter einer Nebelmauer entschwindet, so kommt etwas wie Klosterstimmung in das bunte sommerliche Zerstreuungsleben. Denn das Regenwetter hat eine sammelnde Kraft. Und darum lobe ich es.



Die Aphorismenkrankheit



Seit einigen Tagen leide ich an einem Übel, das sehr schmerzhaft und quälend ist — aber allerdings weniger für mich als meine gemarterte Umgebung. Ich habe plötzlich die Aphorismenkrankheit bekommen, die sich in der Sucht äußert, jede noch so gleichgültige Gesprächsäußerung mit einer wohlweisen Anmerkung und einer überspitzten Sentenz zu beantworten. Der Patient, der an diesem Übel leidet, gibt den ganzen Tag Lebensweisheit in kleinen Brocken von sich. Aus seiner Kehle lösen sich beständig Gedankensplitter. Es ist eine Art von epigrammatischer Überernährung, verbunden mit dauerndem Sprechreiz ... Und da über die Therapie und Pathologie dieser Krankheit noch keine Untersuchungen angestellt worden sind, so will ich wenigstens ihre Entstehungsgeschichte nach eigenen Beobachtungen aufzeichnen.

* * *

Zu der literarischen Sommerfracht, die ich mit ins Gebirge genommen hatte, gehörte auch Oskar Wildes Roman: „Dorian Grays Bildnis". Der Hauptsprecher

in diesem sonderbaren Buche ist Lord Henry Wotton, der von dem Dichter mit der Aufgabe betraut ist, alle seine Notizbücher und Zettelkästen vor dem Leser in krausem Durcheinander auszuschütten. Vergebens bestrebt sich Oskar Wilde, seinem Sir Henry durch einige mühsam ersonnene persönliche Linien eine entfernte Ähnlichkeit mit einem lebendigen Menschen zu geben. Umsonst! Sir Henry ist und bleibt nur ein gut gearbeiteter Aphorismenzerstäuber, der in alle Ecken und Winkel des Buches geistreiche Mots zu spritzen hat. Es ist, als wenn Oskar Wilde den emsigen Sammlern hätte vorarbeiten wollen, die einst Lichtstrahlen aus seinen Werken in einem Breviarium herauszugeben wünschen könnten. Lord Henry Wotton redet nichts andres als Lichtstrahlen. Die Sentenzen tropfen von ihm ab, wie die Nässe von einem regenschweren Baume. Man braucht nur ein wenig an ihm zu schütteln, und sofort steht man unter einer Traufe von Weisheit.

Der Dichter selbst hat es gefühlt, daß er diesen aus Zetteln und Zettelchen zusammengesetzten Papiermenschen vor dem kritischen Leser entschuldigen müßte; und er hat die geistreichste Form der Entschuldigung gewählt — die Selbstanklage. „Du zerschneidest das Leben in kleine Stücke mit deinen Epigrammen," läßt

er gelegentlich seinem Sir Henry ins Gesicht sagen — und sich selbst zeichnet Oskar Wilde, wenn er von seinem Sprecher berichtet: „Er spielte mit dem Gedanken und wurde übermütig. Er warf ihn in die Luft und drehte ihn um. Er ließ ihn entschlüpfen und fing ihn wieder. Er ließ ihn in allen Farben der Laune irisieren und beflügelte ihn mit Paradoxen" ... Schnell wird man ermüdet von dieser beständigen Feuerwerkerei des Esprits, von diesem wirbelnden Fangballspiel mit Witz und Weisheit ... und nur ab und zu wird man wieder aufmerksam, wenn sich aus dem Sentenzengetümmel einige leuchtende Spitzen hervorheben oder wenn die witzige Bosheit frei von allen Perversitäten ergötzlich zu Worte kommt. Wir fühlen uns belustigt mitten in das Nachtischgespräch eines englischen Rauchzimmers versetzt, wenn wir Bemerkungen wie die folgenden lesen:

„Es ist nicht gut, mit einem Skandal anzufangen. Den muß man sich aufheben, um sich für das Alter interessant zu machen."

„Mit den Liberalen muß man stimmen, aber mit den Tories dinieren."

„Die Welt glaubt ungern etwas Schlechtes von einem Mann, der einen guten Koch hat."

„Die Jugend möchte treu sein und kann's nicht.

Das Alter möchte untreu sein und — kann's auch nicht" . . .

Zu verweilendem Nachdenken laden uns andre Worte ein, in welchen die Wehmut der Erfahrung sich verkapselt hat und die uns bisweilen mehr sagen, als es ihr Urheber hat voraussehen können:

„Der Zuschauer seines eigenen Lebens werden, heißt den Schmerzen des Daseins entgehen."

„Es gibt nur ein Mittel, um seine Jugend wieder zu erlangen: Man muß seine Torheiten wiederholen."

„Gute Vorsätze sind Schecks auf eine Bank, bei der man kein Guthaben besitzt."

„Die Beichte, nicht der Priester absolviert"...

Weitaus zahlreicher aber als solche nachdenklichen Worte sind die paradoxen Einfälle, in welchen der Dichter durch den Mund Sir Henry Wottons ein Blouffspiel mit seinen Lesern treibt. Das Unerwartete der Wendung soll allein schon für Geist gelten. Jeder Satz will gefallsüchtig in einer Eigenfarbe glitzern, die nur ihm gehört. Der Scheinwitz und die Scheintiefe feiern üppige Feste in Bemerkungen, wie den nachstehenden, die man auf jeder Seite des Buches findet, wo man es auch aufblättern mag:

„Der Unterschied zwischen einer ewigen Liebe und einer Laune? Es gibt nur einen. Die Laune dauert etwas länger."

„Die Sinne müssen durch die Seele, und die Seele muß durch die Sinne geheilt werden.“

„Schlimm, wenn man von einem Künstler spricht! Und nur eins ist schlimmer: Wenn man nicht von ihm spricht.“

Und in dieser sich immer wiederholenden Melodie durch vierhundert Seiten . . . „Die Witzmaschine arbeitet Stich um Stich“, wie Paul Schlenther einmal von einem andern Werke sagte . . . bis man endlich nicht mehr fähig ist, mit unterscheidender Kritik diese Sentenzenmasse zu sichten und nur noch mit einer frostigen technischen Neugier die Arbeit an der Gedankendrehbank beobachtet. Und endlich kommt der Augenblick, wo man unwillkürlich selbst anfängt, zu drehen! Der Geist Lord Wottons, der ja nur der pseudonyme Vertreter von Oskar Wilde ist, fährt dem Leser in die eigene Haut. Man beginnt, die Wörter zu Einfällen zusammenzuschieben wie die Steine bei dem amerikanischen Boz=Puzzlespiel. Die Aphorismenkrankheit kommt plötzlich zum Ausbruch. Man wirft ruhelos Ein= und Zweizeiler aus . . .

* * *

Bei mir hat sich das Übel unmittelbar nach der Beendigung der Lektüre in später Abendstunde angekündigt. Meine Frau, die mir an meinem Schreibtisch gegenübersaß, gerade als ich das letzte Blatt des Romans umgewendet hatte, fragte mich: „Nun, wie hat dir dein Dorian Gray gefallen? Man hat ja das Buch auch in Deutschland gepriesen!“

Ich erwiderte:

„Bücher, die von fremdländischen Autoren verfaßt sind, werden in Deutschland immer gepriesen. Sogar, wenn sie gut sind.“

„Immerhin,“ fuhr meine Frau fort, „scheint er auf dich lebhaft gewirkt zu haben!“

Ich antwortete mit gesteigertem Nachdruck:

„Starke Bücher wirken auf uns, wie starke Stimmen auf das Grammophon — sie sprechen weiter aus uns in ihrer eigenen Tonart.“

Meine Frau wurde schon stutzig, aber die Neugier legte ihr noch die Frage auf die Lippen:

„Ist denn der Roman wirklich so unmoralisch wie mir erzählt worden ist?“

Diesmal entgegnete ich mit Oskar Wildes eigenen Worten!

„Es gibt keine moralischen oder unmoralischen

Bücher. Es gibt nur Bücher, die gut oder schlecht geschrieben sind."

Jetzt machte meine Frau schon ein ängstliches Gesicht:

„Du sprichst ja heute in lauter Aphorismen! Willst du das noch eine Weile so fortsetzen!"

Ich orakle die Antwort:

„Der Mensch tut nicht, was er will. Er tut nur, was er muß."

„Du, das wird aber bedenklich! Dieses Sentenzengedrechsel scheint mir ja noch schlimmer zu sein, als das überwundene Gesellschaftsspiel mit den Schüttelreimen."

„Die Aphorismen," erwidere ich feierlich, „sind die Schüttelreime des Geistes."

„Mag sein, aber du brauchst mir gegenüber gar nicht so krampfig geistreich zu sein. Hebe dir das für andre Frauen auf."

Ich antworte:

„Es gibt keine andern Frauen. Man findet nur immer dieselbe."

„Jetzt habe ich aber genug," sagte meine Frau etwas unsanft, „und ich wünsche dir gute Nacht."

Aber noch durch die Tür rief ich ihr nach:

„Es gibt keine Nacht! Was wir so nennen, ist nur ein Tunnel zwischen zwei Tagen“ ...

Und da die Aphorismenspule einmal in Bewegung gesetzt war, so hat sie sich automatisch weiter abgewickelt. Auf ein Blatt Papier warf ich im Fluge eine Anzahl von Sätzen, aus welchen sichtlich der Geist Sir Henrys aphoristelt:

„Narren heißen die Leute, welche die kleinen Torheiten begehen — im Gegensatz zu den Weisen, welche die großen machen.“

„Die Dezenz ist die Tugend des Lasters.“

„Jede süße Täuschung endigt mit einer bitteren Erfahrung.“

„Die Verehrer des Mammons wundern sich immer wieder darüber, daß auch ein vielfacher Millionär nur ein einfacher Mensch ist.“

„Die Autoritäten von gestern werden niemals die Wahrheiten von morgen ertragen.“

„Leute, die schreiben können, heißen Schriftsteller, Leute, die nicht schreiben können, heißen ebenso.“

„Es sind nur die kleinen Geister, welche die großen Worte lieben“ ...

Und so weiter bis ins Unendliche! Man kann Dutzende von solchen Sentenzen auf dem kältesten Wege und ohne geistige Unkosten aus der Figur der

Antithese und durch die mechanische Zusammenkuppelung von Gegensätzen beinahe formelmäßig erzeugen. Ermessen Sie jetzt die Schwere meines Übels? Ein Blick in viele Wochenschriften und Bücher beweist es, daß es das Leiden vieler schriftstellerischer Zeitgenossen ist. Ich werde voraussichtlich erst vollständig davon genesen sein, wenn es mir durch ein weiteres Studium des englischen Dichters klar und immer klarer geworden ist, daß es auch eine Mechanik des Einfalls gibt und daß — um noch einmal in der Tonart Sir Henrys zu reden — auch Gedankenblitze künstlich mit Kolophonium hergestellt werden können.



Druck von Wilhelm Hecker in Gräfenhainichen.



